

Ungarn im Umbruch



UnAuf



SIMONE
DE BEAU
VOIR



KARL
MARX



HERBERT
MARCUSE



ANGELA
DAVIS



ROSA
LUXEM-
BURG



CHAN-
TAL
MOU-
FFE



GAY
ATRI
CHAKRA-
VORTY
SPIVAK



ALEX
ANDRA
KOLLONTAI



THEO-
DOR
W. AD-
ORNO



WALTER
BEN
JAMIN



SILVIA
FEDERICI



MICHEL
FOUCAULT



STUART
HALL



PIERRE
BOUR-
DIEU



BERTOLT
BRECHT



WILLI
MÜNZEN-
BERG



JU-
DITH
BUTLER



FRANTZ
FANON



ALEX
DEMI-
ROVIĆ



FRIGGA
HAUG



BELL
HOOKS



**ROSA
LUXEMBURG
STIFTUNG**

Überall, wo es Podcasts gibt.



[www.rosalux.de/
theoriepodcast](http://www.rosalux.de/theoriepodcast)

Editorial

Abgeblätterte Farbe und verwittertes Kupfer verzieren die Fassaden der ungarischen Hauptstadt Budapest. Auf einer ESC-Watch Party treffen wir die Studentin Szófia: „Ich kann orange nicht mehr sehen, ohne an Orbán zu denken. Sowohl die Farbe als auch die Frucht“, erzählt sie. Mit der Wahl von Tisza, dem neuen Ministerpräsidenten Péter Magyar im April 2026 und dem Ende des Orbán-Regimes versuchen die Menschen, sich die Farbe nun wieder anzueignen.

Gestrandet sind wir mit unseren Plänen, nach Marokko zu reisen: aber nicht in der Wüste, sondern in der ungarischen Straßenschlucht. Grund dafür waren Bedenken zur Sicherheit, die nach ein paar Telefonaten aufkamen. Also doch unbequeme Sitze und zwölf Stunden über den glatten Asphalt – und schon waren wir mitten in der elftägigen Recherche.

Welche Hoffnungen haben die Ungar*innen und wie viel Vertrauen schenken sie der neuen Regierung? Was spielen ungarische Medien für eine Rolle und wie geht es der ungarischen Linken? Diese Fragen haben wir versucht, zu beantworten und außerdem einen genauen Blick auf ungarische Kunst und Kultur geworfen.

Die Reise und Recherche wurden von der Stiftung Presse-Haus NRZ finanziell gefördert. In dem Prozess hat sich die Stiftung als flexibler, kooperativer und projektorientierter Förderer gezeigt. Wir danken ihnen vielmals.

Aufgrund der umfangreichen Recherche schaffen es nicht alle Artikel in dieses Heft. Es werden noch mehr Artikel ausschließlich online veröffentlicht.

Auslandsredaktion: Andreas Stein, Emely Stache, Felicitas Hohmann, Justin Geiger, Lea Baumgarten, Mara Buddeke, Sophie Bley und Thordis Schreiber

Inlandsredaktion: Johannes Schneider und Lea-Nadin Knopke



Eine Chronik unserer Recherchen in Ungarn

Im November 2008 folgen drei unserer Redakteur*innen einer Einladung der *NemNagyKunst*, der deutsch-ungarischen Studierendenzeitung der Universität Debrecen. Gemeinsam mit den Mitgliedern der Institutszeitungen *Die Insel* aus Piliscsaba und *GeMa* aus Szeged nehmen sie an einem dreitägigen Workshop teil. Es entsteht ein Sonderheft der *NemNagyKunst*, in der sich die Teilnehmer*innen mit der Bedeutung studentischer Medien auseinandersetzen. Die Student*innen kritisieren, sich an den inhaltlichen Vorgaben ihrer Geldgeber orientieren zu müssen und äußern den Wunsch, auch außerhalb der Seminarzeiten unabhängig publizieren zu können.

Die UnAufgefordert ist zu diesem Zeitpunkt noch selbst vom StuPa teilfinanziert. Beim nächsten Aufeinandertreffen der Zeitungen – etwa ein halbes Jahr später in den Redaktionsräumen der UnAufgefordert – habe man das „frühere Problem der inhaltlichen Einmischung von außen“ überwunden. Seitdem werden die Hefte der UnAufgefordert vor allem über Werbeeinnahmen finanziert.

Einige Jahre vergehen bevor vier der damaligen Redakteur*innen wieder Fuß in Ungarn setzen. Bereits seit einigen Monaten regiert dort Viktor Orbán. Die neuen Gesetze der Fidesz-Regierung lassen Zweifel am Zustand der Presse- und Meinungsfreiheit in Ungarn aufkommen.

Mit den Folgen des Demokratieabbaus beschäftigen wir uns nun – 15 Jahre später.

Inhalt

5–6

„Die Medienlandschaft wurde ausgebrannt.“

6–8

Free SZFE – Eine Universität im Fadenkreuz

9–11

Antifaschist*innen als Staatsfeinde – Die ungarische Linke und der Fall Maja T.

12–13

„Meine Strategie war zu fliehen.“ – Junge Stimmen aus Ungarn

14–15

Bangaranga

16–17

Dance For Freedom: Clubkultur im Widerstand

18

Die Stadt ist voll, lasst uns an Bord bleiben

19

Mut kennt keine Grenzen

20–21

Pressefreiheit in Ungarn: „Wir sind zurück in der europäischen Debatte.“

22

Fassaden der Demokratie: eine Spurensuche

23

Deutsche Nazis in Ungarn – Idylle Plattensee

24–25

Blualgen, Hitzerekorde, leere Cafés: Was wird aus dem Balaton?

26–27

Kommunale Unabhängigkeit: Das Beispiel Oroszlány

28–29

Waffen machen attraktiv?!

30–31

„Wir hatten das Gemüse, die Räder, die Logistik“: Das De-growth-Projekt Cargonomia

32

Nachhaltiger leben in der Großstadt

33

Hydrofeminismus und Gramsci: Ein linkes College in Budapest

34–35

Ein offenes Atelier für Budapest

36–37

Schreiben unter Orbán

38

Küss die Hand, Onkel Bela

39

„Hoffnung ist ein Treibstoff“ – Bücher auch

40–41

Simsalagrimm für Ungarn

42–43

Die Jüdische Gemeinschaft Budapest

Herausgeber: Kuratorium des Freundeskreises der UnAufgefordert e.V. (Humboldt-Universität zu Berlin, Unter den Linden 6, 10099 Berlin)

Druck: GemeindebriefDruckerei, Eichenring 15a, 29393 Groß Oesingen

Chefredaktion: Andreas Stein, Emely Stache, Felicitas Hohmann, Thordis Schreiber

Schlussredakteur*innen: Andreas Stein, Carina Seiffert, Clara Wedig, Emely Stache, Felicitas Hohmann, Hannah Ugé, Justin Geiger, Finn Oster, Mara Buddeke, Maxim Gocht, Milla Stremme, Lea Baumgarten, Lennard Kremer, Lian Hoffmann, Linda Giesa, Sophie Bley, Thordis Schreiber, Tobias Würtz

Layout und Gestaltung: Fernanda Candas, Valentina Corredor

Titelbild: Fernanda Candas, Valentina Corredor

Illustrator*innen: Christina Weißbach, Diandra Shana Diekmann, Felix Lies, Lucia Maluga, Nora Ali

Auflage: 2.000

Die Artikel und Beiträge spiegeln nicht notwendigerweise die Meinung der Redaktion wider. Wir kuratieren Werbung nach bestem Ermessen, bleiben aber unabhängig von den Anliegen der Werbepartner*innen. Nachdruck und Vervielfältigung nur nach vorheriger Genehmigung. Die Redaktion behält sich vor, Leser*innenbriefe gekürzt zu veröffentlichen.

Schlussredaktion der Ausgabe: 12.06.2026

Die UnAufgefordert erscheint seit dem 17. November 1989 an der Humboldt Universität zu Berlin und ist eine der ältesten Studierendenzeitungen Deutschlands. Seitdem begleitet sie den Weg der HU durch unabhängige Berichterstattung über Forschung und Lehre, studentisches Leben und Kultur. Bereits zweimal wurde ihr dafür der Pro-Campus Presse Award als beste deutschsprachige Studierendenzeitung verliehen.

UnAufgefordert online: www.unauf.de
Instagram: [@unaufgefordert](https://www.instagram.com/unaufgefordert)
Kontakt: chefred@unauf.de
Anzeigen: werbung@unauf.de

Offene Redaktionssitzung: Jeden Montag im Semester, jeden zweiten Montag in der vorlesungsfreien Zeit. Immer um 18:30 Uhr in der Schönhäuser Allee 10-11, Raum 3.30.

„Die Medienlandschaft wurde ausgebrannt.“

Andreas Stein (er/ihm), 24, Master Regionalstudien Asien/Afrika, hat in zehn Tagen zehn Interviews in Ungarn geführt.

Viele unabhängige Medien mussten unter Orbán um ihr Überleben kämpfen. Ob der neugewählte Präsident Péter Magyar seine Versprechen von unabhängigen öffentlich-rechtlichen Medien einhält, bleibt ungewiss. Eine Analyse der ungarischen Medienlandschaft.

Innerhalb von 16 Jahren transformierte Viktor Orbán (Fidesz), der ehemalige Ministerpräsident Ungarns, die nationale Medienlandschaft. Was produziert und veröffentlicht wurde, würden wenige als Journalismus bezeichnen. Gerade die Pro-Orbán-Medien verbreiten die meisten Fehlinformationen, sagt Bogi Balogh. Die 22-jährige Journalistin arbeitet bei *Lakmusz*, dem ersten und einzigen unabhängigen Fact-Checking-Medium in Ungarn, das erst 2023 gegründet wurde.

Medien als Opposition

„Das Hauptproblem, die Medienlandschaft wurde ausgebrannt“, sagt Gáspár Papp. Er ist Chefredakteur bei *Mérce*, einem gemeinschaftsbasierten linken Online-Medium in Ungarn. Weiterhin erklärt der Chefredakteur die prominenteste Strategie Orbáns: aggressive Propaganda und Furcht als Mittel zur Kontrolle. Dabei versprach Orbán den Menschen in Ungarn kein besseres Gesundheitssystem oder weniger Korruption. Er propagierte lediglich, dass Russland einmarschiert, wenn er nicht mehr an der Macht ist. „Es gab Propaganda von sehr geringer, aber auch höherer Qualität, was sich natürlich auf die öffentliche Meinung auswirkt“, so Papp.

Orbán griff Medien strukturell an, die sich seinem Propaganda-Apparat entgegenstellten. Die Repression oppositioneller Medien führte dazu, dass kritische und unabhängige Stimmen schrittweise aus der Öffentlichkeit gerückt wurden. Eine weitere Strategie von Orbán war, „staatliche Ressourcen aufzubrechen und Medien zu übernehmen, die zuvor unabhängig waren oder vielmehr auf der Seite der Opposition standen“, erklärt Papp. Aufgrund der finanziellen Blockaden Orbáns wurden Medien in den digitalen Raum getrieben. So konnten sich die Medien einigen Repressionen entziehen, doch waren dafür öffentlich weniger sichtbar. Jene Medien, die überlebten, konnten sich Orbáns Einfluss nicht entziehen.

Überlebende, unabhängige und oppositionelle Medien wurden zur Zielscheibe von Orbáns Politik. „Es wurde eine Medienlogik konstruiert, die besagt, dass die übrigen Medien feindlich der Regierung gegenüber sind“, sagt Gáspár Papp.

Zwischen Propaganda und Unabhängigkeit

„Es ist ein gefährliches Spiel. Wenn ich die Kommentare unter Beiträgen von unabhängigen Medien lese, sehe ich das erschütterte Vertrauen der Gesellschaft in die Medien.“ Die Fact-Checking Journalistin Balogh erklärt weiterhin, dass Orbán eine Medienwahrnehmung schuf, in der Propaganda und Journalismus verzerrt wurden.

„Wir versuchen 100 Prozent transparent und verständlich zu sein. Wir verweisen bei Fakten auf öffentlich zugängliche Quellen, doch unsere Arbeit wird mit Orbáns Propaganda gleichgesetzt.“ Orbáns Medien zeichneten Bilder, die existenzielle Sorgen schürten. Ängste, aus Zeiten der Sowjetunion, die für viele noch präsent sind, wodurch die Propaganda nur noch wenig leisten musste, um die Menschen an Orbán zu binden. „Fidesz bestärkte diese Traumata durch ihre Propaganda“, so Balogh.

Als Folge von Orbáns Propaganda beobachtete Papp ein gesellschaftliches Misstrauen gegenüber Medien, dass sich im Umkehrschluss auch auf die Arbeit von Journalist*innen auswirkt. Hinsichtlich der Wahlen in den Jahren 2022 und 2018, die Orbán mühelos gewann, sahen Journalist*innen ihren Beruf gefährdet, sollten sie zu kritisch berichten. Die Sorge, die Lebenssicherung zu verlieren, befeuerte das herrschende Misstrauen der Gesellschaft in die Medien. Auf der einen Seite stand direkte Propaganda, auf der anderen waren bedrohte Journalist*innen, die ebenso Teil einer unterdrückten Nation waren.

Zeiten des Wandels: Medien statt Journalismus

Im April 2026 wurde Péter Magyar (Tisza) mit rund 53 Prozent zum neuen Ministerpräsidenten gewählt. Für seinen Erfolg verantwortlich waren die seit 2024 regelmäßig organisierten Demonstrationen von Tisza sowie politische Bildungskampagnen. Gerade in ländlichen Gegenden organisierte sich Tisza mit der lokalen Gemeinschaft, um politische Aufklärungsarbeit zu leisten.

Doch für viele Menschen war es keine Wahl aus parteipolitischer Überzeugung. Laut einer Statistik des Europäischen Rats für Außenbeziehungen stimmten 37 Prozent für Tisza aus dem Wunsch eines Systemwechsels, 30 Prozent aus Abneigung gegenüber Fidesz. Gleichzeitig wird die Tisza-Partei als Hoffnungsbringer gesehen, denn es war die erste Gelegenheit nach 16 Jahren, um Viktor Orbáns autokratisches System zu beenden.

Papp beobachtete in der Tisza-Bewegung eine Veränderung des Journalismus in eine aktivistische Richtung. Viele Medien arbeiteten zugunsten der Bewegung, um sie zu stärken. „In den letzten zwei bis drei Jahren arbeiteten sie gegen die Regierung und es war deren Ziel gegen Orbán zu mobilisieren“, so Papp.

In der deutschen Mediendebatte ist ein aktivistischer Antrieb verpönt. Für Papp und viele Autor*innen von *Mérce* ist er antreibend und legitim, solange Standards journalistischen Handwerks beachtet werden. Doch besonders mit dem Aufstieg Magyars machte Papp die Beobachtung, dass *Mérce* zu der Zeit weniger aktivistisch arbeitete als andere unabhängige Medien. Während *Mérce* kritisch auf Magyar blickte, hagelte es Kritik, dass sie Tisas hoffnungsbringende Kampagne sabotieren würden. „Unser zentrales Ziel war es, Defizite und offensichtliche Illusionen aufzudecken, was viele Medien unterließen, aus Sorge, von den Leser*innen bestraft zu werden“, sagt Papp.

Auch Balogh von *Lakmusz* machte ähnliche Erfahrungen. Die Medienlandschaft und -wahrnehmung sei über die vielen Jahre von Orbán zerrüttet worden. Balogh führt aus, dass *Lakmusz* ebenso kritisch auf Tisza wie auf Fidesz schaut, was rund um die Wahlen im April noch wichtiger wurde. Doch Pro-Fidesz-Influencer*innen verbreiteten das Narrativ, dass unabhängige Medien, die kritisch gegenüber Tisza berichteten, für die Fidesz-Regierung werben würden. Die Sorge, opportunistisch in Tisas Interesse zu schreiben, entpuppte sich als Angriffsfläche, dennoch muss *Lakmusz* nun standhaft und kritisch gegenüber Tisza bleiben, so Balogh.

Hoffnung, Ungewissheit, Zukunft

Magyar verspricht unabhängige öffentlich-rechtliche Medien. Papp glaubt, dass unter der neuen Regierung neue Möglichkeiten entstehen können. Dennoch sieht er ein Zurückkehren in den Journalismus, wie er vor den 2010er-Jahren existierte, als unrealistisch an. „Als Journalist, in welcher Redaktion auch immer, muss für jedes bisschen Autonomie gekämpft werden“, sagt Papp. Aus dem Wahlsieg von Magyar schöpft Papp Hoffnung, doch er sieht journalistische Freiheiten weiter bedroht. Nicht nur in Ungarn, sondern weltweit, denn die Karte der Pressefreiheit färbt sich jedes Jahr weiter rot. Für finanziell abhängige Medien sieht Papp in der Zukunft keine bessere Situation, sondern beschreibt den Journalismus weiterhin als eine ressourcenlose Branche. Papp vermutet, dass die Arbeit für unabhängige Medien mit weniger Repression verbunden sein wird, doch das spaltende Feindbild zwischen der Regierung, Gesellschaft und unabhängigen Medien bestehen bleibt.

Aktuell befindet sich Ungarn im Umbruch. Balogh und *Lakmusz* müssen ihre Arbeit nun umstrukturieren, da die Orbán-Propaganda von den Bildflächen verschwindet. Balogh erklärt, dass sie ihr journalistisches Handwerk in einem Umfeld erlernte, in dem die Regierung unkooperativ und repressiv war. Sie hofft auf Veränderung in der Zusammenarbeit zwischen Staat und Medien, gleichzeitig erwähnt Balogh die schlechte Kooperation seitens Tisza während der Wahlkampagne. „Wir müssen unsere Denkweise umstrukturieren und wachsam bleiben“, sagt Balogh. Eine Herausforderung, vor der nun viele Medien in Ungarn stehen.

Free SZFE – Eine Universität im Fadenkreuz

Felicitas Hohmann (sie/ihr), 25,
Master Europäische Literaturen.

Als älteste Kunsthochschule Ungarns genoss die Budapester Színház- és Filmművészeti Egyetem hohes Renommee. Mit seinen Universitätsreformen entzog Viktor Orbán ihr im Herbst 2020 die Autonomie. Studierende und Lehrende antworteten mit einer Besetzung. Wie sieht die Lage heute aus?

Seit László Upor den Asphalt der *Vas utca* zum letzten Mal betreten hat, sind fünf Jahre vergangen. Dabei wohnt er nicht einmal weit entfernt. Nur zwanzig Minuten trennen ihn von ihr. „Es war eine ziemlich traumatische Reihe an Ereignissen. Außerdem wollte ich nicht, dass mich einer von *denen* sieht“, erklärt er und schaut dabei die Straße hinunter.

Eben dort liegt sein ehemaliger Arbeitsplatz, die Universität für Theater- und Filmkunst Budapest, auf ungarisch auch Színház- és Filmművészeti Egyetem oder kurz SZFE. Sie ist die älteste und bedeutendste Kunsthochschule des Landes. Von ihrer Gründung im Jahr 1865 an wird an ihr Schauspiel, seit 1945 auch Theater- und Filmregie, Dramaturgie und Cinematographie gelehrt. Zu ihren Absolvent*innen gehören etwa die ungarischen Regisseure István Szabó und Bela Tarr. Auch Upor hat an der SZFE studiert, später kehrte er als Dozent zurück; wird schließlich zum stellvertretenden Leiter. 2019 hätte er zu ihrem Rektor ernannt werden sollen. Dann kamen Viktor Orbáns Universitätsreformen. Konkret sahen diese die Überführung der Universitäten in Stiftungen, sowie die Einrichtung von Stiftungsräten vor. Diese Räte sollten mit weitreichenden Befugnissen im Bereich Finanzen, Personal und Lehrplänen versehen und ihre Mitglieder von Orbáns Regierung ernannt werden.

„Es ging darum, den Universitäten die Autonomie zu entziehen“, sagt Upor heute. „Alles, was mit Denken oder Analyse zu tun hat, alles, was eine detaillierte und vielschichtige Auseinandersetzung mit Problemen ist, das ist der Feind einer populistischen Regierung. Deshalb sind wissenschaftliche Einrichtungen, Universitäten und Kulturinstitutionen für sie ein ganz offensichtliches Ziel.“ Doch der Dramaturg ist davon überzeugt, dass hinter Orbáns Reform noch mehr steckte.



Über seine Erlebnisse hat László Upor ein Buch geschrieben.

„All das ist Anfang der 2020er Jahre passiert. Das war eine Zeit, in der die Europäische Union viel Geld in Bildung und Forschung investieren wollte. Um dieses Geld für sich nutzen zu können, musste Orbán die entsprechenden Strukturen schaffen“, erklärt Upor.

Eine große Performance

Gemeinsam mit seinen Kolleg*innen wehrt er sich monatelang gegen die Pläne der Regierung, bis ihm im August 2020 schließlich nichts mehr übrig bleibt, als vor der Universitätsgemeinschaft den Rücktritt der Schulleitung zu verkünden. „Und noch in derselben Nacht, noch bevor der neue Vorstand sein Amt antrat, besetzten die Studierenden das Hauptgebäude“, berichtet Upor. Mit rot-weißem Absperrband umwickelten sie das Gebäude und ließen niemanden mehr passieren. Die einzige Ausnahme: die Teilnehmer*innen eine Mahnwache.

„Dort auf diesem kleinen Dach“, sagt der ehemalige Vize-Rektor und deutet auf das Gebäude, „dort standen vom ersten Tag der Blockade an Ehrengarden. Es waren Studierende und Künstler von außerhalb, Unterstützer aus dem gesamten kulturellen Spektrum. Sie standen dort in halbstündigen Schichten und immer mehr Leute kamen auf die Straße, nur um zu sehen, wer gerade Wache stand. Es war eine Art große Performance.“ Als Performance lassen sich wohl auch die anderen Protestformen beschreiben, für die sich die Student*innen in den nächsten Wochen entschieden. Unter anderem organisierten sie Menschenketten oder verkleideten eine Person als Justitia und ließen sie eine Klage an das Verfassungsgericht überbringen. Besonders gut erinnert sich Upor an das von ihm entzündete „ewige Licht der Freiheit“. Fünf Fackeln wurden an diesem entfacht, die dann von den Student*innen in andere ungarische Universitätsstädte transportiert wurden. „Die Idee war es, das Licht der Freiheit auch zu den anderen Universitäten zu bringen“, erläutert Upor. „Die Leute rannten die ganze Nacht hindurch und auch am nächsten Tag. Das waren hunderte von Kilometern“.

Spielen lernen

Die Corona-Pandemie setzt dem Protest schließlich ein Ende. Mit dem zweiten Lockdown im November 2020 geben die Student*innen ihre Besetzung auf. Doch viele von ihnen beugen sich noch immer nicht dem neuen System. Statt ihren Abschluss unter der neuen Führung zu erwerben, folgten über die Hälfte der Student*innen den rund 30 Lehrenden, die ihre Arbeit an der SZFE niederlegten und stattdessen die Freeszfe Society gründeten. Kern dieser war ein sogenanntes Emergency Exit Programm, welches den Studierenden erlaubte mit ihren bisherigen Dozent*innen weiterzuarbeiten, und am Ende ihres Studiums ein Diplom von einer europäischen Partneruniversität zu erhalten. Mit dem Abschluss des letzten Jahrgangs hätte wohl auch die Freeszfe ihre Arbeit niederlegen können. Stattdessen hat sie in einem Gebäude unweit des Budapester Stadtwäldchen inzwischen ein festes Heim gefunden.



Péter Forgács steht vor dem Haus Freedom.

„Kunst, Kultur und Schauspiel, das ist eine sehr elitäre Welt, zu der nur wenige Menschen Zugang haben. Wir sind eine Brücke“, sagt der Präsident der Freeszfe, Péter Forgács. In dem Haus, das er und seine Mitstreiter*innen auf den Namen Freedom getauft haben, wird neben Filmclubs, Schreibkursen und Schauspielworkshops für Kinder und Senioren seit Neuestem auch eine eigene Schauspielausbildung angeboten.

Unterrichtet werden die Schauspielschüler*innen unter anderem von Forgács selbst. Für heute hat er seinen Student*innen aufgetragen, Szenen aus dem Stück *Kasimir und Karoline* von Ödön von Horváth zu präsentieren, die sie in den letzten Wochen einstudiert haben. Die erste Gruppe hat sich das Dachgeschoss als Bühne ausgesucht. Das, was im Text einmal das Oktoberfest war, wird in der Inszenierung der Gruppe zum Club. Während im Hintergrund der Bass wummert, konsumieren die Student*innen imaginäre Drogen, tanzen wild zur Musik und lassen einen Konflikt eskalieren.

Die 19-Jährige Lilla ist eine von ihnen. Bevor sie ihr Studium an der Freeszfe begann, hatte sie sich auch schon an der SZFE selbst beworben. „Es ist nicht einfach, in Ungarn Schauspieler*in zu werden. Es gibt drei oder vier große Schauspielschulen und dann noch ein paar kleinere Institute, aber die besucht man meist, um es danach an den Schulen zu versuchen“, erklärt sie. Die meisten Nachwuchsschauspieler*innen würden sich deshalb einfach überall bewerben. Trotzdem sei sowohl für sie, als auch für viele ihrer Klassenkamerad*innen die Freeszfe irgendwann zum Favorit geworden. Für Lilla war das nach ihrem zweiten Vorsprechen an der SZFE der Fall. „Ich hatte diesen merkwürdigen Dozenten, der mir erklärte, dass ich zu viele Gedanken hätte und dass ich so willenlos wie eine Puppe sein muss, damit er mit mir arbeiten kann. Das sind diese alten Lehrmethoden, die davon ausgehen, dass ein Schauspieler einmal gebrochen werden muss, bevor er spielen kann“. Sie glaubt, dass dieses Verständnis von Lehre auch mit der politischen Einstellung des Lehrpersonals zusammenhängt. „Natürlich gibt es an der SZFE auch gute Lehrer und Lehrer, die nicht Pro-Fidesz sind. Aber ich denke schon, dass die Menschen, die sich auf die Seite von Fidesz stellen, auch die sind, die an eine eher traditionelle Form des Theaters glauben.“



Kata, Botond und Regina studieren an der SZFE.

Niemand wird als Lehrer geboren

Der einzige Nachteil, den sie und ihre Klassenkamerad*innen haben: Am Ende bekommen sie kein staatlich anerkanntes Diplom. Das könnte eine Anstellung für sie später schwieriger machen. Außerdem wird für das Studium an der Freeszfe für jedes akademische Jahr eine Gebühr von 1 Million Forint fällig. Umgerechnet sind das etwa 2.800 Euro. „Ich wünschte, das wäre nicht so“, sagt Forgács, „Aber wir müssen sie erheben, damit wir das Lehrpersonal bezahlen können“.

Genau wie Upor war Forgács früher Dozent an der SZFE. Anders als der ehemalige Vizerektor hat er sie jedoch nicht umgehend verlassen. Zum Zeitpunkt der Besetzung habe er zwei Klassen gehabt, eine mit angehenden Regisseur*innen, und eine mit angehenden Schauspielern*innen. „Die Schauspieler wollten bleiben und ich wollte das mit ihnen zu Ende bringen“, erklärt Forgács. Selbst als er ein Jahr später gefeuert worden sei, sei er einfach weiter gekommen. Gestört habe das niemanden. „Ich glaube es ging ihnen vor allem darum, dass auf dem Papier keines der alten Gesichter mehr beschäftigt ist“, sagt er.

Die neue Belegschaft der SZFE betrachtet er derweil ähnlich skeptisch wie seine Schüler*innen. „Manche von ihnen sind bestimmt gute Schauspieler. Aber das heißt nicht, dass sie auch gute Lehrer sind“, meint er. Viele von ihnen seien Newcomer, die vorher noch nie gelehrt hätten. Dabei sei Lehr Erfahrung bei künstlerischen Studiengängen besonders wichtig. „Wie erkennt man, ob jemand dafür gemacht ist ein Schauspieler zu sein oder nicht? Wie erklärt man einem Cinematographen, wie er auf die Welt schauen muss? Das muss man lernen.“ Einer der wichtigsten Grundsätze an der SZFE sei es deshalb gewesen, dass niemand als Lehrer*in geboren werden würde. Wer selbst Dozent*in werden wollte, der habe erst einmal jahrelang bei erfahrenen Kolleg*innen hospitiert. „Diese Tradition wurde einfach entzweigeknackt“, erklärt Forgács.

Hoffen auf Veränderung

Unter den Student*innen der SZFE scheinen einige die Einschätzung Forgács zu teilen. Kata ist im letzten Jahr ihres Dramaturgiestudiums, Botond und Regina machen bald ihren Abschluss in Regie. „Es ist natürlich schwer, direkte Vergleiche zu ziehen, weil wir vor fünf Jahren nicht selbst dabei waren“, meint Kata auf der Terrasse eines Budapester Cafés. Dennoch gebe es für ihre Kommiliton*innen und sie kaum Zweifel daran, dass die Qualität der Lehre heute bedeutend schlechter sei, als vor den Protesten.

Trotzdem können sie sich die drei aktuell nicht vorstellen, an einer anderen Universität zu studieren. „Ich schreibe und denke auf Ungarisch, deshalb möchte ich auch Theater auf Ungarisch machen“, sagt Kata. „Das kann ich nur hier. Außerdem ist es meine Heimat.“ Umso größer ist ihre Hoffnung, dass sich unter Péter Magyar etwas verändern wird. Zuletzt hatten sie und ihre Kommiliton*innen nicht nur den Rücktritt der Universitätsleitung gefordert, sondern auch einen offenen Brief an die neugewählte Regierung, darunter vor allem an die Bildungsministerin und den Kulturminister, aufgesetzt. „Es wird Veränderungen geben, das ist sicher. Wir hoffen jetzt, dass wir in diesen Prozess einbezogen werden“, sagt Kata. An der Freeszfe geht es Lilla und ihren Klassenkamerad*innen ähnlich. Sie hoffen auf eine Kooperation mit einer der Universitäten, die es ermöglichen würde, doch noch einen offiziellen Abschluss zu erhalten. Entsprechende Gespräche wurden bereits eingeleitet. Und auch László Upor zeigt sich nach seinem Besuch in der *Vas utca* zumindest vorsichtig optimistisch. „Tisza ist immer noch eine konservative Partei“, sagt er, „aber nach allem, was passiert ist, kann ich nicht *nicht* hoffnungsvoll sein“.

Antifaschist*innen als Staatsfeinde – Die ungarische Linke und der Fall Maja T.

Thordis Schreiber (sie/ihr), 21, Bachelor Anglistik und Geschichte.

Maja T. sitzt seit 2023 in Isolationshaft in Ungarn. Dort soll Maja Nazis schwer körperlich angegriffen haben. In Deutschland wird der Fall der Antifaschist*in in den Medien und besonders unter Linken viel diskutiert. Doch wie gehen eigentlich die Ungar*innen mit dem Fall um? Über ungarischen Antifaschismus und die Frage der Solidarität.

Gelbe Backsteine, Rundbögen. Zentral in Pest befindet sich ein Gebäude, welches, abgesehen von den doppelten Gitterstäben vor dem Fenster, nicht vermuten lässt, dass es sich hierbei um ein Gefängnis handelt, in dem Verurteilte und Angeklagte schlimmen Haftbedingungen ausgesetzt sein sollen: verschimmelter Essen, Ungeziefer in den Zellen und Folter von Gefangenen. Darüber klagt die deutsche Person Maja T., die hier seit drei Jahren in Isolationshaft sitzt.

Nach der vom Bundesverfassungsgericht für verfassungswidrig erklärten Auslieferung nach Ungarn 2023 wurde Maja im Februar zu acht Jahren Haft verurteilt. Der Vorwurf lautet: schwere Körperverletzung an Teilnehmer*innen vom „Tag der Ehre“ im Februar 2023. Nachdem sowohl Maja und Majas Anwalt als auch die ungarische Staatsanwaltschaft in Berufung gegangen sind, beginnt nun das zweite Verfahren. Wie kam es dazu?

Beim „Tag der Ehre“ treffen sich Neonazis und Rechtsextreme, jährlich am 12. Februar in Budapest, um dem Ausbruchversuch der deutschen Wehrmacht und der Waffen-SS in der Schlacht von Budapest 1945 zu gedenken. Es ist eines der größten rechtsextremen Treffen Europas. 2023 soll eine Gruppe deutscher Antifaschist*innen, darunter Maja T., Teilnehmer*innen der Veranstaltung angegriffen haben. Die ungarische Justiz spricht von schwerer Körperverletzung bis zu versuchtem Mord. „Ein Teil des ‚Tag der Ehre‘ ist eine Wanderveranstaltung, die als historische Nachstellung geframed wird“, erklärt Journalist Benjámín Fazekas Lázár. „Deshalb können die Teilnehmer einfach SS-Uniformen tragen, ohne mit rechtlichen Konsequenzen rechnen zu müssen.“ Zumindest der Teil, wo den Nazis gedacht und Kerzen angezündet werden, sei mittlerweile verboten. „Dafür musste die ungarische Linke aber hart kämpfen.“

Antifa(schismus)

Benjámín arbeitet bei der Zeitung *Mérce*, einer der letzten unabhängig finanzierten, linken Zeitungen unter Orbáns Regierung. Der ehemalige Präsident habe den Fall Maja T. für seine politischen Zwecke genutzt: „Es war immer ein Teil von Orbáns Politik, Feindbilder zu kreieren. Durch Majas Fall wurden Antifaschist*innen zum neuen Feind. Nach dem Tag der Ehre 2023 hat Orbán zum Beispiel ganze Fälle gegen linke Bewegungen aufgebaut, die gar keine Verbindung zu den Ereignissen hatten.“ Orbán lernte von Trump und Trump von Orbán. Antifaschistische Bewegungen wurden in Ungarn und den USA kriminalisiert. Orbán spreche nie vom Antifaschismus, sondern immer von „der Antifa“, was eine geschlossene Organisation impliziert, die es als solche nicht gibt.

Die Kriminalisierung löse bei vielen Aktivist*innen Angst und Pessimismus aus. Besonders aber Angriffe durch Rechtsextremist*innen hätten nach den Ereignissen im Februar 2023 zugenommen, so Benjámín. Für ihn sei die strafrechtliche Verfolgung von Links- und Rechtsextremismus mehr als unbalanciert: „Wir haben viele Angriffe wie diese von Seiten der rechtsextremen Szene beobachtet, ohne dass es Konsequenzen dafür gab. Sie waren niemals auf einer Liste terroristischer Organisationen. Es gab niemals einen Gerichtsprozess wie diesen.“

Ein Fall wie dieser ist auch im deutschen Kontext einzigartig. Doch wie kam es überhaupt zu einem Prozess in Ungarn? Die deutsche Polizei nahm Maja im Dezember 2023 in Berlin fest. Das Berliner Kammergericht genehmigte im Juni 2024 die beantragte Auslieferung nach Ungarn. Daraufhin wurde Maja nach Ungarn ausgeliefert. Aktivist*innen und Angehörige sprechen von einer „Nacht- und Nebelaktion“. Der Widerspruch des Bundesverfassungsgerichts in Karlsruhe kam rund vier Stunden zu spät am nächsten Morgen und auch Majas Anwalt wurde zu spät informiert. So erklärte das Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe die Auslieferung im Juni 2024 für verfassungswidrig. Dabei spielten auch die Haftbedingungen in Ungarn, die den Richtlinien der Europäischen Union nicht entsprechen würden, eine Rolle.

Der Vorwurf, dass deutsche Politiker*innen die Auslieferung Majas bewusst so veranlasst hätten, scheint Benjámín plausibel: „Es fühlt sich an, als hätte Deutschland uns eine*n Antifaschist*in geschenkt, damit ein Schauprozess daraus gemacht werden kann.“

Kein Schutz vom Staat

Mit welcher Art von Rechtsverfahren kann man in Ungarn rechnen? „Führungspersonen im Rechtssystem werden von Fidesz ernannt und die anderen Mitarbeiter*innen, zum Beispiel Richter*innen, bekommen ein so schlechtes Gehalt, dass sie unter ständigem Druck arbeiten“, so Benjámín, „Ein Prozess von großer medialer und gesellschaftlicher Aufmerksamkeit löst da natürlich noch viel mehr Druck aus.“

David Scholl hat einen ähnlichen Eindruck. Er ist in Ungarn aufgewachsen und lebt heute in Berlin. Dort ist er aktiv bei der Freien ungarischen Botschaft, einer parteiunabhängigen NGO, die sich für demokratische Veränderungen in Ungarn einsetzt. Bei einem Gerichtstermin Majas im Juni 2025 war er selbst privat als Zuschauer vor Ort. Presse sei kaum vertreten gewesen, dafür aber sowohl deutsche Antifas, als auch ungarische Neonazis. „Im Gerichtssaal hat man die ganze Zeit das Gefühl bekommen, die möchten zu einem Ergebnis kommen, sie möchten bestimmte Dinge hören, um dann ein Urteil zu rechtfertigen, das eigentlich schon längst gefällt wurde“, so David.

Die Frage der Solidarität

1. Mai in Berlin. Auf der „Revolutionären 1. Mai Demonstration“ lässt sich neben lauten Forderungen und Parolen, Gesängen und Beschimpfungen auch eine weitere Forderung immer wieder heraushören: „Free, Free Maja.“ Viele deutsche Aktivist*innen fordern nicht nur ein faires Verfahren für Maja, sondern die Freilassung aller Angeklagten, schließlich handele es sich bei den mutmaßlichen Opfern nicht um willkürliche Passant*innen, sondern um Neonazis. Kritiker*innen werfen den Aktivist*innen Gewaltverherrlichung vor.

Auch in Ungarn hat der Fall linke Bewegungen gespalten. Einige Linke fänden es problematisch, wenn sich Außenstehende einmischen, ohne zu wissen, wie die ungarische Linke arbeitet, so Benjámín. Anderen ginge es um die klare Distanzierung von körperlicher Gewalt, einige hätten dabei auch Angst vor politischer Verfolgung.

Iris ist eine linke Aktivistin aus Budapest und aktiv beim linken feministischen Kollektiv *feminista akció*. „Der Unterschied zwischen deutschem und ungarischem Antifaschismus ist, dass deutscher Antifaschismus an mehr als nur einem Tag des Jahres existiert, also nicht nur am Tag der Ehre“, sagt sie. Die linke Szene sei sowohl in Budapest als auch in ländlichen Regionen verhältnismäßig klein.

Auch Iris hätte sich nach der offiziellen Kriminalisierung von Antifaschist*innen mehr unter Beschuss gefühlt. Von Maja distanzieren möchte sie sich deshalb allerdings nicht. Der Budapest-Komplex sei in ihren Augen sinnbildlich für die systematische politische Verfolgung von Antifaschist*innen. „Sich nicht mit Maja zu solidarisieren, bedeutet, Propaganda nachzugeben. Es ist in Ordnung, mit körperlicher Gewalt nicht einverstanden zu sein. Aber wenn wir uns als Antifaschist*innen nicht gegenseitig unterstützen, ist keiner von uns sicher. Dann bist du es irgendwann selbst, der festgenommen wird, auch wenn es nicht um körperliche Gewalt geht. Und wer soll dich dann unterstützen?“, so Iris.

Eine besondere Rolle spiele in diesem Fall ebenfalls die Situation queerer Menschen in Ungarn, wo Geschlechterdiversität nicht anerkannt wird. „Im Gefängnis zu sitzen ist für jeden eine gruselige Vorstellung, doch für transsexuelle Menschen ist es noch viel schlimmer“, sagt Eris. „Trans Menschen werden oft gesellschaftlich ausgeschlossen. Wir können aber Teil einer Gruppe sein, die von einer besseren Gesellschaft, einer besseren Welt träumt.“ Viele Politiker*innen hätten mittlerweile erkannt, dass Transsexuelle häufig Teil der politischen Linken seien, weshalb Maja für Orbán ein perfektes Feindbild darstelle.

Maja, das Symbol

Maja wurde nicht nur für Orbán und rechte Strömungen das Sinnbild des politischen Gegners. Auch für Linke ist Maja zum Symbol geworden: für Solidarität unter Antifaschist*innen und den Kampf gegen politische Unterdrückung.

Marta Massa, italienische Journalistin und Regisseurin, spricht kurz nach ihrem letzten Besuch im Gefängnis über die emotionale Belastung der Isolationshaft und was es bedeutet, plötzlich zum Symbol zu werden: „Die Jahreszeit macht es Maja gerade etwas einfacher. Es blühen zumindest Blumen im Hof, das macht einen großen Unterschied.“ Im Juni 2025 betrat Maja sogar, in Hoffnung auf eine Verbesserung der Haftbedingungen, einen Hungerstreik, der jedoch erfolglos blieb.

Maja sei sich auch bewusst über die große Solidarität vieler Aktivist*innen. Tatsächlich bedankte sich Maja bei mehreren Gerichtsterminen öffentlich für die große Unterstützung, woraufhin Anwesende jubelten. „Es ist vielleicht ein menschliches Bedürfnis, viel auf eine Person zu projizieren“, so Marta, „aber am Ende des Tages ist Maja ein komplexer Mensch und es geht nicht nur darum, was Maja repräsentiert, sondern, dass kein Mensch in dieser Situation sein sollte. Wir sprechen hier von einem Menschen, der systematisch gefoltert wird, und das ohne Ende in Sicht.“

Hinzu käme die illegale Auslieferung Majas, sagt Marta. Eine Person, die von einem europäischen Land unrechtmäßig ausgeliefert werden könne, sei ein Problem für jeden, nicht nur für die Angeklagten. „Es ist eindeutig, was für ein politisches Verfahren das ist. Du musst nur in dem Gerichtssaal sitzen und wirst sehen, dass nichts Sinn ergibt. Warum werden die Leute, die die Auslieferung möglich gemacht haben, nicht strafrechtlich verfolgt?“

David von der freien ungarischen Botschaft sieht das gemäßiger: „Ich stehe dem deutschen Rechtsstaat noch immer viel positiver gegenüber als dem ungarischen. Ich glaube, ein Verfahren wie dieses könnte es in Deutschland so nicht geben.“ Deswegen könne er sich nicht erklären, wie eine solche Auslieferung möglich war.

Wie geht es weiter?

Der ungarische Regierungswechsel im April 2026 schenkt nur teilweise Hoffnung. Im letzten Verfahren seien Richter und Staatsanwalt treue Fidesz-Anhänger gewesen, sagt Marta. Im zweiten Verfahren begegne Maja zumindest einem anderen Richter. Eine wirkliche Unabhängigkeit des Rechtssystems würde aber noch eine Weile auf sich warten lassen.

Iris blickt noch kritischer auf die Situation: „Ich denke, dass Maja durch Péter Magyars Wahl zwar etwas aus dem Fokus geraten wird, aber es wird nicht einfacher werden. Das letzte, das Magyar will, ist, als jemand gesehen zu werden, der Antifaschist*innen verteidigt oder hilft.“ David widerspricht: „Bis vor kurzem hatten wir quasi eine Autokratie. Ich denke, Linke, die Magyar stark kritisieren, müssen ein bisschen optimistischer an die Sache herangehen und das Vakuum, das es gerade im Land gibt, auch ausnutzen.“ „Ich bin optimistisch“, sagt auch Benjámín. Die Menschen in Ungarn würden sich echte Veränderungen wie eine Verbesserung des Gesundheitssystems wünschen, statt einem Kampf gegen ausgedachte Feindbilder.

Bis ein zweites Urteil gefällt wurde, bleibt Maja vorerst in ungarischer Untersuchungshaft.



„Meine Strategie war zu fliehen.“

– Junge Stimmen aus Ungarn

Andreas Stein (er/ihm), 24, Master Regionalstudien Afrika.

Unser Redakteur Andreas Stein sprach mit jungen Menschen in Ungarn. Drei Stimmen erzählen, wie sie unter Orbán aufwuchsen, die Bedeutung der Neuwahl und ob es sich überhaupt um Regimewechsel handelt.

Ákos Bozai

Ákos Bozai studiert Internationale Beziehungen an der Corvinus-Universität Budapest. Der 19-Jährige ist noch im ersten Jahr des Studiums, doch Selbstorganisation und Verantwortung sind ihm alles andere als fremd.

„Seit drei Jahren leite ich die Organisation ADOM, eine Schüler*innenbewegung für alternative und Schüler*innen-zentrierte Bildung. Es ist eine nationale Bewegung die von Schüler*innen gegründet wurde. Außerdem bin ich Teil der Student*innenvertretung meiner Universität und anderweitig aktivistisch unterwegs. Seit der Gründung ADOMs im Jahr 2014 haben wir immer wieder versucht Ideen, Empfehlungen und Beiträge an die damalige Regierung zu bringen, doch die war nicht besonders kooperativ. Mein größter Erfolg waren die Schüler*innendemos seit 2021 mit ihrem Höhepunkt im Oktober 2022. Über 80 Tausend Menschen waren dort, es war eine Solidaritätsbewegung für alle, denen keine Beachtung durch die Regierung geschenkt wurde. Doch aufgrund der Tisza-Kampagne ist die Beteiligung in den letzten Jahren gesunken. Unser Fall bedeutete gleichzeitig Erfolg. Nun, mit der neuen Regierung macht es erstmal keinen Sinn zu demonstrieren, doch warten wir ab, was sie tun.“

Ich bin unter Orbán aufgewachsen. Dieses System hat mich großgezogen. In der Nacht der Wahlen habe ich in den Wahlkabinen Stimmen ausgezählt, anstatt auf den Straßen zu feiern. Eine derartige Wahlbeteiligung haben wir seit 1990 nicht mehr gesehen. Es waren rund 80 Prozent, normalerweise sind es eher 65 Prozent gewesen. Alle schauen nun gespannt auf die nächsten Manöver der neuen Regierung, doch TISZA hat keine klaren Standpunkte. Ich glaube, sie sind sich selbst sehr unsicher, was die nächsten Schritte sind. Aber ehrlich gesagt, niemand mag Tisza. Jeder hat nur gegen Fidesz gestimmt. Allerdings ist Tisza politisch das Gleiche wie Fidesz. Im ideologischen Sinne erlebt Ungarn keinen Wandel durch die Regierung, sie hören nur auf, Gelder zu stehlen. Tisza hat zwar auch linke Politiker*innen in ihren Reihen, doch insgesamt sind sie eher flexibel rechts. Im Schluss bedeutet es, dass wir aktuell keine linke Partei im Parlament haben, wodurch vielleicht knapp die Hälfte des Landes nicht repräsentiert wird. “

Luca Scheib

Mit 18 Jahren zog Luca Scheib aus der ehemaligen Bergbaustadt, Tatabánya, nach Budapest. Dort studiert sie Lehramt. Außerdem ist sie Mitglied bei TEK, einem sozialistisch-marxistischen, selbstorganisierten Institut in Budapest.

„Wenn du einen Frosch kochst, mach es langsam, sodass er nicht merkt, wie er stirbt. So hat sich das Leben unter Orbán angefühlt. Die Menschen waren immer wieder wütend über Orbáns Taten, aber es war nie genug, um auf die Straße zu gehen. Viele meiner Freunde waren entschlossen, Ungarn zu verlassen, hätte Orbán wieder gewonnen. Doch was in den vergangenen zwei Jahren bis hin zum Regierungswandel passiert ist, habe ich nicht erwartet. Das Leben unter Orbán hat mich politisiert, aber auch die Gespräche mit meinen Eltern haben mich zu der Person gemacht, die ich heute bin. Meine Eltern sind ziemlich liberal, mittlerweile etwas links. Aber meine Familie auf dem Land wählt Fidesz. Orbáns Politik hat unsere Familie stark beeinflusst, die Stimmung untereinander ist feindlich. Einige Familienmitglieder haben seit langer Zeit aufgehört miteinander zu sprechen.“

Das Orbán-Regime hat besonders die Jugend geformt. Im Unter-



Bild: Ákos Bozai



richt sehe ich wie politisch informiert meine Schüler*innen sind. Sie kennen selbst die nischigsten Minister*innen und machen politische Witze. Das Bildungssystem und Lehrer*innen waren stark von Orbáns Repressionen betroffen. Es war ermutigend zu sehen, dass die Schüler*innen auch wütend über die Repressionen waren. Während der Proteste standen sie neben mir mit erhobenen Schildern.

Ich fühle, dass jede*r sehr hoffnungsvoll und gespannt auf die neue Regierung ist. Achtsam beobachten wir jeden Schritt, den Magyar tut. Viele Linke glauben, dass Tisza ein wichtiger Zwischenschritt ist, um eine wahre Opposition aufzubauen. Eine Revolution unter Orbán war undenkbar. Aber ehrlich gesagt konzentriere ich mich nur darauf, was kommt und wie das Land geformt wird. Ich kann es kaum erwarten, zu demonstrieren. Und zwar so, dass es sogar etwas bewirkt. Anders als Orbán, ist Magyar nicht die gesamte Partei. Er entscheidet nicht alles allein. In der Öffentlichkeit nennt sich Magyar konservativ, doch ich glaube er hat viele klassisch-liberale Tendenzen. Das ist, was ich gerade mit meinen Augen sehe. Aber er ist auch sehr bedacht auf sein äußeres Bild, er will das gesamte politische Spektrum erreichen.“

Anna Bán

Anna Bán, 26, schloss letztes Jahr ihren Bachelor in Soziologie ab. Dafür studierte die gebürtige Ungarnerin in Schottland und Deutschland. Sie kam zurück nach

Budapest, angetrieben von Heimweh und Hoffnung.

„Mit 20 Jahren habe ich das Land verlassen. Viele Ungar*innen denken, dass alles besser ist im Westen. Langsam habe ich gelernt: Das ist nicht der Fall. Aber für mich, als queere Frau, war es damals ein Weg, um in Einklang mit meiner Identität zu kommen. Meine Strategie war zu fliehen. Heute würde ich es anders machen. Ich habe mich teils wegen der hoffnungsvollen Wahlen entschieden zurückzukommen. Es ging mir auch darum meine queere Identität mit meinen osteuropäischen Wurzeln zu vereinen. Ich will auch wieder Teil meiner Community werden. Aber der Hauptgrund für meine Rückkehr war Heimweh: Auch wenn ich woanders ein Zuhause fand, vermisste ich meine Heimat. Gleichzeitig wird die politische Situation in Deutschland auch nicht gerade besser.

Nach den Wahlen in Ungarn habe ich mit meiner Mutter gesprochen. Sie erzählte, dass sie das gleiche Gefühl verspürte wie damals mit dem Ende der Sowjetunion und des Ostblocks. Der Unterschied heute sei, dass die Menschen von unten den Wandel herbeigebracht haben. Auch meine Familie beteiligte sich: Mein Vater und ich waren Wahlhelfer*innen, meine Mutter engagierte sich als Wahlbeobachterin. Damals wurde das gesamte Wirtschafts- und Sozialsystem von oben gestürzt. Deshalb würde ich den Wechsel von Orbán zu Tisza nur als Regierungswechsel, statt als Systemwechsel bezeichnen. Allerdings spiegeln sich die hoffnungsvollen Gefühle aus dem Zusammenbruch der Sowjetunion wider.

Meine Generation wurde in Orbáns Regime rein geboren. Wir kennen nichts anderes. Ich wäre überrascht, wenn der/die neugewählte Präsident*in nicht konservativ, religiös oder gar eine Frau wäre. Ungarn war bereit für den Wandel, aber nur in einem limitierten Ausmaß. Viele fanden ihre eigene Stimme in Magyar, der sich als ehemaliges Fidesz Mitglied, desillusioniert gegen Orbán stellte. In den vergangenen Jahren habe ich Tiszas Politik als eher konservativ wahrgenommen. Ich habe nur gehofft, dass sie sich nicht weiter in eine rechte Richtung bewegen. Doch im Gegenteil, seit ihrer Amtszeit treffen sie einige gute Entscheidungen. Sie haben ein Ministerium für Bildung wieder eingerichtet und Minister*innen bestimmt, die tatsächlich Expert*innen in den Bereichen sind. Vielleicht sind sie am Ende sogar eine kommunistisch-sozialistische Regierung (lacht).“



Anna (rechts) mit ihrer Freundin Liza und Fasirt

Bangaranga

Emely Stache (sie/ihr), 25, Master Europäische Medienwissenschaft und Felicitas Hohmann (sie/ihr), 25, Master Europäische Literaturen, waren sich nie sicher, ob sie lieber *Köszönöm* oder *Köszí* sagen sollen.

Zu bunt, zu laut, zu queer? Seit sechs Jahren nimmt Ungarn nicht mehr am Eurovision Song Contest teil. Das heißt aber nicht, dass ihn niemand mehr schaut.

Wer am Samstag, den 16. Mai 2026, in der ungarischen Hauptstadt das Finale des Eurovision Song Contests (ESC) nicht einsam über den YouTube-Livestream verfolgen will, der hat vier Optionen: Eine Expat-Bar voller Engländer*innen, eine queere Bar, in der das Programm von einer Dragshow begleitet wird, einen Livestream in einem jüdischen Gemeindezentrum und eine Übertragung in einem Privatraum eines Barkomplexes, die von Student*innen der Corvinus-Universität veranstaltet wird. Gergő, der sich ehrenamtlich für das Erasmus Student Network engagiert, ist einer der Organisator*innen des Abends. Gemeinsam mit seinen Freund*innen sitzt er an einem der runden Tische, den Blick gebannt auf den Bildschirm gerichtet. Gerade ertönt aus dem Lautsprecher die offizielle Erkennungsmelodie der Europäischen Rundfunkunion. „Ich würde den ESC auch schauen, wenn ich heute Abend nicht hier wäre“, erklärt Gergő, „ich glaube, das würden alle von uns tun.“ Seine Kommiliton*innen nicken zustimmend. Dabei ist es alles andere als eine Selbstverständlichkeit. Schließlich nimmt Ungarn seit sechs Jahren nicht mehr am ESC teil, ebenso lang wird der Wettbewerb nicht mehr im Fernsehen übertragen. Vom teilnehmenden Sender *MTVA* hieß es Berichten zufolge, es handele sich um eine „fachliche Entscheidung“. Man wolle das Budget lieber nutzen, um heimische Talente zu fördern.

In regierungsnahen Medien war der Ton ein anderer. So erklärte der Chefredakteur der Wochenzeitung *Demokrata* András Bencsik in der Show eines regierungsnahen Privatsenders, der ESC sei zu einer „homosexuellen Flottendemonstration“ verkommen. Außerdem sprach er von „kreischenden Transvestiten“ und „bärtigen Weibern“, die den Geschmack der Öffentlichkeit ruinieren würden. Deshalb sei der ESC-Ausstieg auch gut für die mentale Gesundheit Ungarns.

„Ich würde mich nur ungern als Ungarin bezeichnen ...“

Gergő und seine Freund*innen sind überzeugt: Es waren diese Anti-LGBTQ Ressentiments, die letztlich zur Abwendung vom ESC führten. „Die Regierung stimmte den Grundsätzen des ESC nicht zu und wollte deshalb auch kein Geld dafür ausgeben. Außerdem passte der Ausstieg auch zu ihrer ‚Ganz Europa ist gegen uns, wir machen da nicht mehr mit‘-Rhetorik“, meint er. Ihm geht genau das gegen den Strich. „Ich glaube, meine Generation, und gerade die, die studiert haben, fühlen sich schon europäisch“, sagt er. Er selbst habe während seiner Schulzeit ein Jahr in Finnland verbracht und später dann auch ein Semester dort studiert. Für seinen Master will er vielleicht ganz ins Ausland ziehen. „Viele in unserem Alter haben das Land aufgrund der politischen Situation verlassen“, sagt er. Zsófia, die nach ihrem Bachelor an der Corvinus inzwischen an der Eötvös-Loránd-Universität studiert, stimmt ihm zu. „Manche von ihnen haben gesagt, sie würden zurückkehren, wenn sich die Dinge ändern“, erklärt sie „Vielleicht passiert das jetzt nach der Wahl“. Auch ihr Verhältnis zu Ungarn sei schwierig: „Ich habe das Gefühl, dass mir, seit ich ein Kind bin diese ‚Ungarn ist das beste Land‘ Narrative um die Ohren gehauen werden. Und genau deshalb konnte ich mich irgendwie nicht wirklich mit meiner ungarischen Identität identifizieren. Ich würde mich nur ungern als Ungarin bezeichnen und lieber sagen: Ich komme aus Ungarn.“ Manchmal habe sie sich sogar regelrecht für ihr Heimatland geschämt. „Ich weiß noch, während meines Erasmus in Irland saß ich in einem Kurs zu Europäischer Politik und der Dozent erklärte, dass 26 Länder einem Gesetz zugestimmt hatten und eines nicht. Da wusste ich schon, es ist wieder Ungarn, es ist mein Land“, erzählt sie. Sich Europa zugehörig zu fühlen, falle ihr da oft einfacher.



Inzwischen haben alle Teilnehmer*innen ihre Lieder vorgetragen. Nun geht es ans Voting. Gergő drückt natürlich Finnland die Daumen. Zsófia hat keinen klaren Favoriten. „Letztes Jahr waren bessere Lieder dabei“, findet sie. Ähnlich wie Gergő verfolgt sie den ESC schon seit dem Kindesalter, wenn auch nicht ganz so regelmäßig.

Ein Lied für Ungarn?

Was die beiden dafür gar nicht mehr schauen: den nationalen Vorentscheid, der nun seit sechs Jahren auch ohne den ESC läuft. Er trägt den Titel *A Dal*, was auf deutsch so viel wie „Das Lied“ bedeutet. „Ich habe das Gefühl das schauen nur noch alte Menschen“, sagt Gergő, „Es ist ein bisschen sinnlos geworden, weil wir ohnehin niemanden zum Eurovision schicken. Außerdem war bekannt, dass die Jury eine gute Beziehung zur Regierung hatte. Es hat ohnehin nur gewonnen, wer ihre Ideen unterstützt“. „Ich habe heute erst erfahren, dass er überhaupt noch existiert“, ergänzt Zsófia.

Bei *A Dal* treten jedes Jahr 30 Künstler*innen mit einem eigens komponierten Song an. In mehreren Runden bestimmen die Promi-Jury und das Publikum das Siegerlied. In einem Café erzählt Re Va Dame, bürgerlich Rebeka Valéria Balogh, von ihrem Sieg beim diesjährigen Wettbewerb. Mit ihrer Popballade *Veled Álmodtam* (Ich habe von dir geträumt) konnte sie das Publikum von sich überzeugen. „Es war eines der allerbesten Erlebnisse meines Lebens“, sagt sie heute.

Sängerin zu werden, war für Balogh schon seit ihrer Kindheit ein großer Traum. Ihren ersten Erfolg feierte sie mit dem dritten Platz in der Castingshow *Megasztár*, dem ungarischen Pendant zu *Deutschland sucht den Superstar*. Das Lampenfieber vor den großen Live-Auftritten und der Besuch musikalischer Gottesdienste brachten sie zu ihrem Glauben, der seither ihr künstlerisches Selbstverständnis prägt. Balogh ist überzeugt, in Ungarn „eine Mission zu haben“, und schreibt ihre Lieder deshalb heute vor allem in ihrer Muttersprache. „Ich möchte unbedingt Musik machen wie Lady Gaga, nur eben auf Ungarisch und mit verstecktem christlichen Bezug“, erklärt sie. Politische Messages vermeide sie hingegen. „Ich verstehe zwar, dass andere Künstler das tun, weil sie damit etwas verändern wollen, aber das schränkt sie so sehr ein. Sie schließen damit eine ganze Bevölkerungsgruppe aus, die nicht an eine bestimmte Idee glaubt“, erläutert Balogh. Sie selbst versteht sich als unpolitisch und begründet das auch mit ihrem Glauben: „Wenn man wirklich an Gott glaubt, darf man nicht über andere urteilen.“ Auch deshalb bedauere sie es, dass Ungarn inzwischen nicht mehr am ESC teilnehme. Dass Länder aufgrund der Teilnahme Israels dem Wettbewerb fernblieben könne sie noch verstehen, nicht aber dass man aufgrund von „lifestyle reasons“ aussteige, womit sie auf Ungarns Umgang mit der queeren Community anspielt. „Als Staat kann man über solche Angelegenheiten kaum entscheiden. Es hängt stark davon ab, woran man persönlich glaubt“, sagt sie. Hätte sie Ungarn vertreten dürfen, dann am liebsten wie bei *A Dal* mit einem Popsong mit EDM-Elementen und einem großen Orchester. „Das wäre fantastisch“, erklärt Balogh.

Vielleicht klappt es ja im nächsten Jahr. Die Chancen dafür scheinen nicht schlecht zu stehen. In einem Interview mit dem *Österreichischen Rundfunk* erklärte der neue Ministerpräsident Péter Magyar, es sei zwar nicht seine Entscheidung, ob Ungarn wieder an dem Wettbewerb teilnehmen werde, aber nachdem er viele Bitten aus der jüngeren Generation erhalten habe, wolle er die Angelegenheit von seinem Kulturstaatssekretär überprüfen lassen. Auch Zsófia würde sich über eine Rückkehr Ungarns zum ESC freuen. „Es kommt natürlich auch darauf an, wie gut der Song ist“, sagt sie. „Aber ich würde Ungarn dann schon die Daumen drücken.“





Dance For Freedom: Clubkultur im Widerstand

Sophie Bley (sie/ihr), 26, Master Europäische Literaturen, ist in Budapest auf drei Raves gegangen.

Als die ungarische Regierung gegen die Budapester Clubszene vorging, trug die Dance for Freedom-Bewegung den politischen Widerstand mit elektronischen Beats direkt vor das Parlament.

Budapest im Winter 2025. Es ist fünf Uhr morgens und draußen liegt die Stadt noch im Dunkeln. Péter Sárosi ist längst wach. Nicht weil sein Wecker klingelt, sondern weil er auf Geräusche wartet. Polizeisirenen oder Schritte im Treppenhaus. „Jeden Morgen wachte ich um fünf Uhr auf und lauschte, ob die Polizei kommt.“

Es sind Monate, in denen Clubs geschlossen werden, die Polizei Razzien durchführt, Musiker*innen und Aktivist*innen aufgesucht werden und sich in Budapests Nachtleben ein stetiges Gefühl der Angst ausbreitet. Als eines der bekanntesten Gesichter der ungarischen Drogenrechtsbewegung geht Sárosi an die Öffentlichkeit. Der Menschenrechtsaktivist ist Gründer der NGO Rights Reporters Foundation, die Menschenrechtsverletzungen dokumentiert und sich für eine evidenzbasierte Drogenpolitik sowie Rechte marginalisierter Gruppen einsetzt. Öffentlich kritisierte Sárosi die Anti-Drogen-Maßnahmen der Regierung und spricht von einem politischen Angriff auf Clubs, Künstler*innen und junge Menschen – in einem politischen Klima, in dem Kritik schnell zur Zielscheibe werden kann.

Budapests Nachtleben unter Druck

Unter dem Vorwand einer landesweiten Anti-Drogen-Offensive ging die ungarische Regierung 2025 gezielt gegen die Clubszene der Hauptstadt vor. Bereits im Frühjahr kündigte der damalige Ministerpräsident Viktor Orbán den „Krieg gegen Drogen“ an, dessen offizielles Ziel es war, den Konsum illegaler Substanzen in Ungarn vollumfänglich zu unterbinden. Es dauerte nicht lange, bis die Clubs Budapests ins Visier der Behörden gerieten. Eine Gesetzesänderung erlaubte es der Polizei, Clubs bereits bei Verdacht auf Drogendelikte bis zu drei Monate zu schließen. Ende des Jahres verschärfte die Regierung ihr Vorgehen: Einsatzkräfte stürmten verschiedene Clubs im Land und sorgten für die Versiegelung zahlreicher Tanzflächen, wie die der Clubs Turbina und Arzenál. Bis März 2026 waren bereits acht Musik- und Veranstaltungsorte der Budapester Nachtszene von den neuen Regelungen betroffen. Die Eingriffe wurden bis hin zu Hausdurchsuchungen bei bekannten Musiker*innen ausgeweitet. „Immer mehr Leute hatten Angst, in die Clubs zu gehen.“, erinnert sich DJ Solange. Ihre Karriere am Mischpult startete in den Clubs der Stadt, die nur wenig später ihre Türen schließen mussten. In der Szene machten Berichte über Polizeigewalt und nächtliche Kontrollen die Runde. „Es war eine unsichere Zeit, auch für uns Künstler*innen und Veranstalter*innen.“

Die letzten freien Räume

Für viele junge Menschen waren die Razzien mehr als eine Anti-Drogen-Kampagne. Auch Sárosi sieht darin den Versuch der Regierung, jene Räume unter Kontrolle zu bringen, die sich staatlichem Einfluss bislang weitgehend entzogen hatten. „Die Clubs waren noch frei.“ Während Medien, Universitäten und viele Kultureinrichtungen bereits unter politischem Druck standen, seien Clubs dagegen Orte geblieben, an denen sich urbane und oft regierungskritische Menschen zum Feiern, für Diskussionen und politische Veranstaltungen trafen. „Orbán betrachtete Jugendkultur, Musik und Clubs als ein Zentrum des Widerstands“, so Sárosi. Der Drogenkonsum sei ein willkommener ideologischer Vorwand gewesen. Viele Akteur*innen der Szene kritisierten, dass die Regierung Clubs und Veranstalter*innen für komplexe gesellschaftliche Probleme verantwortlich machte. Die Verantwortung für Drogenkonsum werde damit einseitig auf Kulturorte abgewälzt, anstatt die Ursachen mit gesundheitspolitischen und sozialen Maßnahmen anzugehen. „Die Regierung stellte die Situation konsequent als Schwarz-Weiß-Frage dar“, beschreibt Máté, DJ und Gründer des Budapester Technokollektivs Crime. Selbst in einer Szene, die von Freiheit und Gemeinschaft lebt, breitete sich das Gefühl aus, der staatlichen Willkür ausgeliefert zu sein. Doch mit dem Druck wuchs auch der Widerstand. „Wenn Politik plötzlich direkt in dein Leben eingreift, kannst du nicht mehr schweigen“, sagt Máté.

Die Tanzfläche zieht vor das Parlament

Die ständige Angst vor staatlichen Konsequenzen brachte Sárosi schließlich auf eine Idee. „An einem dieser Morgen, als ich wieder lauschte, ob die Polizei kommt oder nicht, wurde mir klar, dass wir etwas dagegen unternehmen müssen.“ Gemeinsam mit der Rights Reporter Foundation rief er im Dezember 2025 den ersten Dance for Freedom-Protest ins Leben. Inspiriert von den georgischen Clubprotesten aus 2018 brachten DJs, Partygänger*innen und Aktivist*innen die Musik aus den geschlossenen Clubs auf den Kossuth-Platz vor dem ungarischen Parlament. Insgesamt beteiligten sich rund 3000 Menschen an den Tanzprotesten. „Die Menschen waren voller Wut. Also haben wir elektronische Musik in diesen dunklen Zeiten in einen erleuchtenden Protest verwandelt.“ Anders als bei klassischen Demonstrationen standen nicht Sprechchöre, sondern gemeinsames Tanzen im Mittelpunkt. Zwischen den DJ-Sets sprachen außerdem Aktivist*innen über Polizeirazzien, die geschlossenen Clubs und den Verlust kultureller Freiräume. Als die Dämmerung über Budapest einbrach, verwandelte sich der Platz vor dem Parlament in eine improvisierte Tanzfläche. Wo sonst Politiker*innen über Gesetze debattieren, pulsierten an diesem Abend elektronische Beats durch die friedlich tanzende Menge. Ganz unter der Botschaft: Wenn die Regierung versuche, Clubkultur an den Rand zu drängen, werde die Szene sie ins politische Zentrum des Landes tragen. Der Protest blieb kein einmaliges Ereignis. Am 28. Februar 2026 fand die zweite Dance for Freedom-Veranstaltung in der Hauptstadt und parallel dazu in den Städten Szeged, Pécs und Székesfehérvár statt. Inwiefern die Proteste politischen Einfluss hatten, lässt sich schwer messen. Für viele Beteiligte wurden sie jedoch zum Symbol von Selbstbestimmung, körperlicher Freiheit und Hoffnung statt Resignation.

Die Nacht nach Orbán

Wenige Wochen nach den zweiten Dance-for-Freedom-Protesten wählte Ungarn eine neue Regierung. Nach 16 Jahren gehört die Regierung der Fidesz-Partei nun der Vergangenheit an. Die Tore der Budapester Clubs sind wieder offen, die direkten Repressionen haben vorerst ein Ende und in der Szene ist eine Atmosphäre der Erleichterung zu spüren. Dennoch begegnen viele junge Menschen dem politischen Wandel mit Vorsicht. „Die Menschen sind erleichtert, aber niemand glaubt, dass damit alle Probleme gelöst sind“, erklärt Máté. Tatsächlich bestehen zentrale Regelungen der Anti-Drogen-Offensive weiterhin und die rechtliche Grundlage der Clubschließungen wurde bislang nicht abgeschafft. Entscheidend wird sein, ob die neue Regierung unter Péter Magyar ihren Ankündigungen, die bisherige repressive Drogenpolitik zu beenden und stärker auf gesundheitliche und soziale Ansätze zu setzen, Folge leistet. Statt Clubs als Problem zu behandeln, wünscht sich Sárosi einen Dialog zwischen Politik, Behörden und Nachtleben: „Ich glaube, die neue Regierung wird den Druck spüren, sich für neue Perspektiven zu öffnen und jungen Menschen zuzuhören.“ Noch wollen Sárosi und die Rights Reporters Foundation der neuen Regierung Zeit geben. Ein weiterer Tanzprotest ist deshalb vorerst nicht geplant. Stattdessen wird die Bewegung auf der Pride-Parade im Juni 2026 vertreten sein, mit Musik, DJs und natürlich einem eigenen Dance for Freedom-Wagen.

Die Stadt ist voll, lasst uns an Bord bleiben

Andreas Stein (he/him), 24, Master Regionalstudien Asien/Afrika, hat zwei sehr liebe Hunde getroffen.

Die sozialistischen Zeiten prägten eine starke Kultur der Organisation in Ungarn. Gemeinschaftsbasierte Projekte und Institutionen sind in Vielzahl vertreten, eines davon ist Lahmacun Radio.

Von der Straße lässt sich in das purpur leuchtende Studio hineinblicken. Direkt daneben befindet sich die Glastür zur dazugehörigen Café-Bar Pók Büfé. Ganz rechts in den Stuhl lehnend, sitzt Bettina. Die 28-Jährige engagiert sich ehrenamtlich als Vorstandsmitglied und Kommunikationsleiterin beim *Lahmacun Radio*. „Als das Radio 2018 gegründet wurde, war das Ziel eine Plattform zu schaffen für Musik-Communities, die anderswo nicht repräsentiert sind“, erzählt Bettina mit bedachter Stimme. Das Motto des Online-Radios lautet: 80 Prozent Musik, 20 Prozent soziale Themen und Talk-Shows. Aktuell haben sie 30 bis 40 Hosts, die als Community das Radio und die Shows selbständig betreiben.

Auf der anderen Seite des Raums sitzen drei junge Männer mit Caps und weißen Tee's auf eichhölzernen Stühlen. „Sie arbeiten gerade an ihrer Show“, erwähnt Bettina auf dem Weg ins Studio. Die lila gestrichenen Wände tragen lila Plakate und das Licht macht die Komposition komplett. Den Kontrast bieten die schwarzen Mikrofone, Soundsysteme, Mixer und Plattenspieler. Bettina erzählt von der Zusammenarbeit zwischen *Lahmacun* und Kesztyűgyár Közösségi Ház, einem Gemeinschaftshaus für Kinder. „Viele der Kinder sind Waisen oder leben in schwierigen Verhältnissen“, so Bettina. Das Programm läuft bereits seit 2022. In unseren Projekten können die Kinder kreativ und intuitiv mit dem Equipment in Kontakt kommen. „Heute ist die Finissage zur Geschichte von Online-Radios im Gemeinschaftshaus“, sagt Bettina.

Auf dem Weg zur Ausstellung „Tele van a város, maradjunk a fedélzetén“, was übersetzt „Die Stadt ist voll, lasst uns an Bord bleiben“ bedeutet, fragt Bettina: „Kennst du das türkische Gericht Lahmacun? Einer der Gründer von Lahmacun lebte in Frankfurt und Berlin. Er liebte das wohlige, warme Gefühl, das er verspürte, wenn er ein Lahmacun aß – besonders nach langen Nächten.“ Dieses Gefühl möchte er mit dem *Lahmacun Radio* ausdrücken.



Bild: Gabor Nemerov

Nach ein paar Minuten Fußmarsch tritt Bettina in den Hof des Gemeinschaftshauses, wo sie von Enikő mit einer Umarmung empfangen wird. Enikő arbeitet in dem Gemeinschaftshaus und beteiligt sich ebenfalls an der Ausstellung. Sie erklärt: „Das Kesztyűgyár Közösségi Ház hat auch eine Galerie, dort findet die Ausstellung statt.“ In der Mitte des Raumes steht ein Piratenschiff aus fliederfarbenen und tiefseeblau bestrichenen Holzpaletten. Moosgrüne Netze aus Krepppapier lucken zwischen den Brettern hervor. Und von Hand gemalte Fische verzieren die Leisten. „Die Kinder haben es zum größten Teil selbst gebaut. Es ist ein funktionierendes Radio“, erzählt Bettina bestimmt. „Das Radio-Piratenschiff ist das Ergebnis von wochenlanger Arbeit.“ Auf dem Deck steht eine Kiste aus der Kabel, Knöpfe und Antennen herausragen. Einige Kinder und Besuchende drehen, drücken und ziehen an allem was sie finden können. Der Raum wird zum Studio: Schrilles Vogelgezwitscher hallt bis auf den Balkon. Das Crescendo steigt zum Höhepunkt mit roboterartigen Piepen und weißem Rauschen.

An den Wänden kleben Bilder und Texte auf geriffeltem Karton, die von der Geschichte unabhängiger Radios erzählen. Es beginnt mit dem ersten unabhängigen und gemeinnützigen Radiosender *Tilos Rádió*. 1991 begannen sie als freies Radio, also ohne Lizenz, auszustrahlen. Der Sender publizierte informelle politische und kulturelle Talkshows. *Tilos Rádió* verfolgt bis heute das Ziel, ungehörte Stimmen zu teilen, die sonst in ungarischen Medien fehlen. Ähnlich wie *Lahmacun Radio*, das in der Gegenwart der Geschichte steht.



Bild: Andreas Stein

Mut kennt keine Grenzen

Emely Stache (sie/ihr), 25, Master Europäische Medienwissenschaft, hat in Budapest 11 Tage lang vergeblich nach Mango-Ayran gesucht.

Milán Lovas ist 20 Jahre alt und ein bisschen waghalsig. Er gehört zum jungen Medienkollektiv Balzac, das Reportagen und Straßenumfragen auf YouTube und Instagram veröffentlicht. Für seine Recherchen geht er über Grenzen und landet auch in Kriegsgebieten.

Inmitten einer Konfrontation zwischen der ungarischen Polizei und Demonstrant*innen im Budapester Burgviertel hält der 16-jährige Milán Lovas wacker die Kamera in seiner Hand. Es ist das erste Mal, dass er seine Freunde Daniel Weiner und Kristóf Kenyeres begleitet, um ein Video für ihren YouTube-Kanal *Balzac* zu filmen. Drei Jahre später erinnert er sich: „Ich wurde von Tränengas getroffen, aber eigentlich hat mir das ganz gut gefallen. Die Schmerzen fand ich zwar nicht so toll, aber ich habe mich dadurch wirklich lebendig gefühlt.“ Er entscheidet sich, Teil des Redaktionsteams zu werden und beteiligt sich am Aufbau des Projekts. Inzwischen erreichen sie mit ihrem YouTube-Kanal über 14.400 Follower*innen.

Angekommen im Büro von *Balzac*, einer neulich erst angemieteten 2-Zimmer-Wohnung in der Nähe des Budapester Stadtwäldchens: Verstreut auf den Tischen und in den Schränken liegen Kameras und Mikrofone. Auf einer Holzempore lehnt das Straßenschild der namensgebenden *Balzac utca*, daneben findet sich in einem Regal ein Buch des französischen Schriftstellers Honoré de Balzac.

Genug Raum für die etwa 35 ehrenamtlichen Mitglieder. Viele von ihnen sind zwischen 16 und 23 Jahren alt, erklärt Lovas. „Fast alle, die hier bei Balzac arbeiten, sind unter Orbáns Regime aufgewachsen. Ich selbst war erst vier Jahre alt, als er an die Macht kam, daher weiß ich nicht wirklich, wie eine unabhängige ungarische Medienlandschaft aussehen könnte.“ Gemeinsam planen, filmen und schneiden sie Videoinhalte mit dem Anspruch, ihre Zuschauer*innen nicht nur audiovisuell, sondern auch inhaltlich zu beeindrucken. So begleitet Lovas nicht nur Demonstrationen, er tritt auch bei einem *performative male contest* an oder berichtet über die Schließung eines Straßenpubs. Auch den älteren Ungar*innen gefalle das: „Sie wünschen sich auch ein neues Gesicht der Medien, weil sie es satthaben, dass vor allem die älteren Generationen die Medien gestalten. Sie wollen wissen, was die Jugend denkt.“

„Jetzt wird sich etwas ändern.“

Der inzwischen 20-jährige Lovas studiert Internationale Beziehungen, hat zwei Nebenjobs und steht bei *Balzac* jetzt auch vor der Kamera, um etwa aus der Ukraine über den Krieg zu berichten oder in Warschau Menschen zu fragen, ob sie noch an die ungarisch-polnische Freundschaft glauben. Ganz allein finanziert er diese Vorhaben nicht, denn *Balzac* unterstützt ihn teilweise finanziell. Etwa durch den Verkauf von Merchandise oder das Feiern von Fundraising-Partys können sie viele Kosten für Miete, Equipment und Produktion decken.

Obwohl Lovas eher Diplomat als Journalist werden möchte, will er weiter für *Balzac* über außenpolitische Themen berichten. Besonders interessiert er sich dafür, warum junge Menschen für die Ukraine in den Krieg ziehen oder wer die ungarisch-ukrainischen Kämpfer*innen an der Front sind. Außerdem will er nach Syrien und an die ukrainisch-moldawische Grenze, um das Separatistengebiet Transnistrien zu besuchen. „Ich glaube, die gesamte ungarische Bevölkerung weiß nicht besonders viel darüber, was außerhalb Ungarns geschieht, weil hier so viel passiert ist. Sie hatten weder den Mut noch die Zeit, über die Landesgrenzen hinauszuschauen. Ich denke, das muss sich ändern. Besonders jetzt.“



Bild: Emely Stache

Pressefreiheit in Ungarn: „Wir sind zurück in der europäischen Debatte.“

Seit 2011 beobachtet der Jurist, Kommunikations- und Medienwissenschaftler Gábor Polyák die ungarische Presselandschaft. Im Gespräch erklärt er, wie Ungarn seine Medienfreiheit wiederherstellen kann und warum er gern Kika schaut.

UnAuf: Vor einem Monat fand in Ungarn die Parlamentswahl statt, Péter Magyar ist seit einer Woche im Amt. Wird die neue Regierung die Pressefreiheit in Ungarn wiederherstellen?

Gábor Polyák: Zumindest steht es im Wahlprogramm von Magyars Tisza-Partei. Die öffentlich-rechtlichen Sendeanstalten sollen möglichst schnell geprüft und sogar kurzzeitig ausgesetzt werden. Letzteres dürfte frühestens im Herbst passieren und wäre vor allem ein symbolischer Neuanfang, denn diese Sender waren faktisch ein Teil der Propagandamaschinerie von Fidesz.

UnAuf: Können Orbáns Strukturen in nur einer Amtszeit aufgelöst werden?

Gábor Polyák: Mit der Zweidrittel-Mehrheit hat die Tisza-Partei die Macht, neue Mediengesetze und -behörden zu gestalten. Zudem gab es immer unabhängige Medien und sehr gute Journalistinnen und Journalisten in Ungarn. Entscheidend ist nun, inwiefern diese Akteure den Wiederaufbau des ÖRR beeinflussen werden.

UnAuf: Geht Tisza auch gegen privatrechtliche Medienhäuser vor?

Gábor Polyák: Auch das ist Teil des Wahlprogramms. Eine Kartellbehörde könnte untersuchen, ob die Fidesz-Medien ihre Marktmacht missbraucht haben. Es geht ja auch um die Infrastruktur: Die KESMA, eine Stiftung, in der rund 500 regierungsnahe Medien gebündelt wurden, hat eine Monopolstellung sowohl bei der Auslieferung von Zeitungen als auch auf dem Kabelmarkt. Wir müssen all diese Akteure überprüfen, um wieder faire Marktverhältnisse herzustellen.

UnAuf: Können sich diese Medien ohne Orbáns Unterstützung weiter behaupten?

Gábor Polyák: Seit der Wahlniederlage sind diese Unternehmen geschwächt, weil sie plötzlich am Markt bestehen müssen. Fidesz-treue Oligarchen ziehen ihre Finanzierung zurück und es fehlen die Gelder, die Orbán zuvor in Form von öffentlichen Anzeigen an Fidesz-Medien ausgeteilt hat. Das waren riesige Summen, etwa 80 bis 90 Prozent des gesamten Werbemarkts – das kann man sich in Westeuropa kaum vorstellen. Erst jetzt haben auch unabhängige Medien die Chance auf ein normales Werbeeinkommen.

UnAuf: Hat die Fidesz-Partei auch Social-Media-Inhalte manipuliert?

Gábor Polyák: Soziale Medien wurden nicht zensiert, aber sie waren immer ein zweischneidiges Schwert. Einerseits ermöglichen sie die Verbreitung kritischer Meinungen, die damit ein großes Publikum erreichen. Aber diese Plattformen sind natürlich auch ein Mittel, um populistische Botschaften und Desinformation zu verbreiten. Bald wurde es schwierig, gegen diese riesige Menge an Propaganda anzukommen.

UnAuf: Trotzdem konnte Orbán die jungen Wähler*innen nicht für sich begeistern.

Gábor Polyák: Fidesz hat Propaganda als Werbung geschaltet. Seit 2025 unterliegen politische Online-Anzeigen in der EU aber strengeren Auflagen. Danach zeigte sich, dass Orbán nie eine funktionierende Strategie hatte. Ich persönlich glaube, dass seine Schwäche darin liegt, alles traditionell hierarchisch zu denken. Das funktioniert bei den klassischen Medien – die Chefredakteure treffen Entscheidungen, die Journalisten richten sich danach – aber nicht auf Instagram. Orbán hat nie begriffen, dass Influencer oder politische Akteure „von unten“ kommen müssen. Das war ein großes Problem für Fidesz und ein großes Glück für uns.



Gábor Polyák in seinem Büro in der ELTE-Universität in Budapest.

Bild: Mara Buddeke

UnAuf: Hat Orbáns Propagandaapparat in den letzten Jahren an Wirkmacht verloren?

Gábor Polyák: Vor 2020 ging es den meisten Menschen in Ungarn ökonomisch gut. Deshalb sahen viele Menschen keinen Anlass, politische Kommunikation kritisch zu hinterfragen – Hauptsache, sie sind finanziell abgesichert. 2022 beschloss dann die EU, Fördermittel zu streichen. So kurz nach den ökonomischen Folgen der Corona-Pandemie führte diese Kürzung erst zu einer wirtschaftlichen und schließlich zu einer moralischen Krise. Dazu kam 2023 der Pädophilie-Skandal.

UnAuf: Damals wurde bekannt, dass Orbáns Regierung einen Mann begnadigt hat, der den sexuellen Missbrauch von Kindern in einem Heim vertuscht hatte.

Gábor Polyák: Jugendschutz und Familienpolitik standen immer im Mittelpunkt der Kommunikation von Fidesz. Der Skandal machte deutlich, dass die Partei diese Inhalte ausschließlich zu Propaganda-Zwecken ausgenutzt hatte. Péter Magyar hat diesen Moment genutzt, um die politische Bühne zu betreten. Er hat sehr viel Arbeit in den Wahlkampf gesteckt, dabei aber sicherlich auch von der instabilen Lage der Fidesz profitiert.

UnAuf: Sie haben 2011 den Mertek Medienmonitor gegründet und beobachten seitdem die Pressefreiheit in Ungarn. Wie konnten Sie Ihre Arbeit im autoritären Ungarn so lang fortsetzen?

Gábor Polyák: Kritische Stimmen wurden als Feinde der Nation gekennzeichnet, als „Foreign Agents“. Trotzdem war es immer möglich, eine journalistische Tätigkeit auszuüben oder an der Universität über Demokratie zu diskutieren, das hat Orbán international auch gern betont. Daraus werden andere Populisten jetzt eine Lehre ziehen: In einer „Soft-Autokratie“ werden die Kritiker irgendwann laut genug sein, und wenn der richtige Moment gekommen ist, dann können diese Regime fallen.

UnAuf: Wie lässt sich verhindern, dass die neue Regierung ihre Macht missbraucht?

Gábor Polyák: Bisher sehe ich dafür keine Anzeichen. Die Beschränkung der Medienfreiheit unter Orbán war nur deshalb so wirksam, weil es kein Gegengewicht gab, etwa funktionierende Verfassungsgerichte, die Journalisten oder NGOs schützen und Machtmissbrauch juristisch ahnden können. Wenn diese Institutionen wieder funktionieren, stärkt das auch die Presse.

UnAuf: Wie kann die EU diesen Prozess unterstützen?

Gábor Polyák: Aus meiner Sicht bestand der größte Fehler der EU in ihrer Passivität. Sie hat viele Jahre nur zur Kenntnis genommen, was in Ungarn passiert, statt die Autokratie, den Populismus und die Beschränkung der Medienfreiheit beim Namen zu nennen. Als sie reagiert hat, war es zu spät. Wir müssen diese Prozesse deutlich früher erkennen und dagegen vorgehen.

UnAuf: Wie lässt sich das Vertrauen in die öffentlichen rechtlichen Medien wiederherstellen?

Gábor Polyák: Die Nachrichtenprogramme sind dort jetzt schon viel ausgewogener, wenn auch nicht perfekt. Ich finde es schade, dass der ÖRR keine kulturellen Inhalte produziert hat, auf die wir stolz sein können: Filme, Serien oder zeitlose Programme über ganz alltägliche Dinge, Verbraucherschutz zum Beispiel. Auch Angebote für Kinder und Jugendliche fehlen. Mein deutsches Lieblingsprogramm ist Kika, das mag ich wirklich sehr. Wenn wir mal ein ungarisches Kika haben, dann hätten wir schon viel gewonnen.

UnAuf: Was ändert sich jetzt für die nächste Generation von Journalist*innen in Ungarn?

Gábor Polyák: Derzeit gibt es keine Studiengänge, Institutionen oder Forschungszentren, die sich mit den Fragen von Journalismus als Beruf beschäftigen. Viele Studierende haben direkt bei unabhängigen Redaktionen gearbeitet, aber jetzt müssen wir plötzlich nicht mehr aus der Opposition kämpfen. Das bedeutet, dass Journalismus ein bisschen langweiliger wird. Ich hoffe es sogar, denn jetzt haben wir die Möglichkeit, uns mit den Themen zu beschäftigen, die für westeuropäische Kollegen schon seit Jahren relevant sind. Wir sind zurück in der europäischen Debatte.

Das Interview führte Mara Buddeke (sie/ihr), 27, Master Europäische Literaturen, ist für möglichst authentische Recherchen auch mal um 5:30 Uhr aufgestanden.

Habt ihr das gese- hen?*

Premiervorschau
Spielzeit 2026/27

*aus: »Stereophonic«
von David Adjmi
Songs von Will Butler
Regie: Thomas Ostermeier
Premiere am 7. Oktober 2026

»The Other Place« (after Antigone)
von Alexander Zeldin
Regie: Alexander Zeldin
Premiere am 24. Oktober 2026

»1536«
von Ava Pickett
Regie: Jaz Woodcock-Stewart
Premiere im Dezember

»Das blinde Licht«
von Benjamín Labatut
Regie: Simon McBurney
Premiere im Februar 2027

Studi-
Tickets
für 9€

Karten: 030 890023
www.schaubuehne.de
Schaubühnen-App

schaubühne

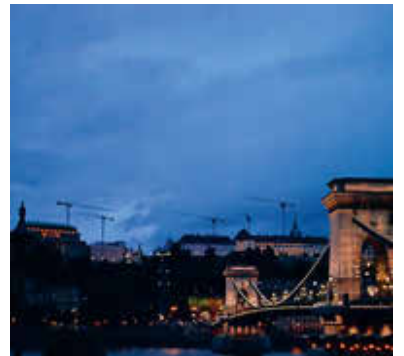
Fassaden der Demokratie: eine Spurensuche

Justin Geiger (er/ihm), 26, Bachelor Sozialwissenschaften.

Während meiner Zeit in Budapest beschäftigt mich eine Frage: Sehen wir in der Hauptstadt, was gerade politisch passiert? Am Parlamentsgebäude flattert wieder die Fahne der Europäischen Union. Eine der ersten Handlungen der gewählten Partei von Péter Magyar: die Fahne wieder aufzuhängen.



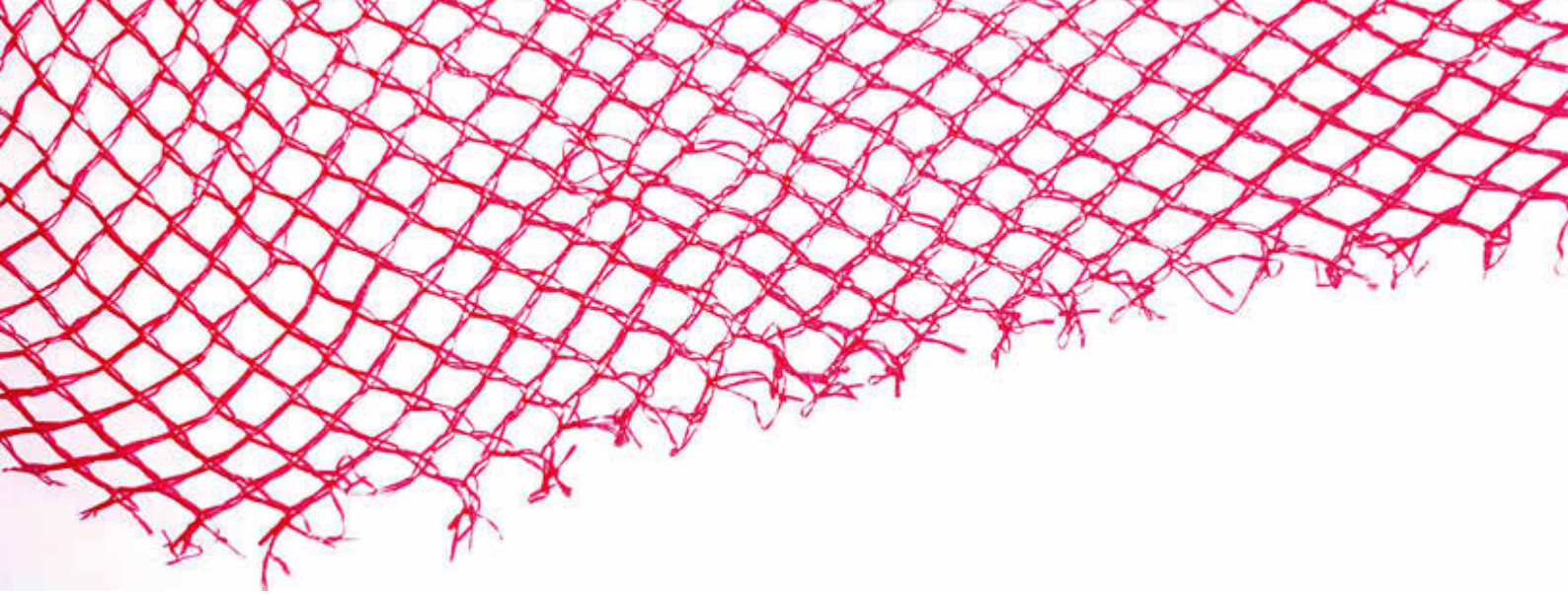
Über dem anderen Ufer der Donau, auf dem Burgberg von Pest, recken sich zahlreiche Baukräne in den Himmel. Sie sind Symbol der alten Regierung unter Viktor Orbán und seinem *Nemzeti Hauszmann Program*. Ziel des Projekts war es im Grunde, das historische Gewand des Viertels um das Schloss herum wiederherzustellen. Moderne Erweiterungen wurden abgerissen, historische Fassaden wieder aufgebaut. Mit Abrissbirne und Beton sich den Prunk der Vergangenheit zurückbasteln: Die neuen Altbauten sind mindestens so fake wie die Demokratie unter Orbán. Unter ihm wurde das Innenministerium in einen solchen Neualtbau verlegt und sein Amt in ein ehemaliges Theater, das er aufwändig sanieren ließ.



Doch nach sieben Jahren über den Dächern der Stadt muss Orbán nun ausziehen. Die Bauzäune vor dem Theater und früheren Kloster sind verschwunden; Magyar hat sie in einem symbolischen Akt beiseite geräumt. Der Amtssitz des Premiers soll ins Parlamentsviertel zurückkehren. Oder, um bei der Symbolik zu bleiben: wieder näher ans Volk.



Bilder: Justin Geiger



Deutsche Nazis in Ungarn – Idylle Plattensee

Mara Buddeke (sie/ihr), 27, Master Europäische Literaturen und Thordis Schreiber (sie/ihr), 21, Bachelor Anglistik und Geschichte.

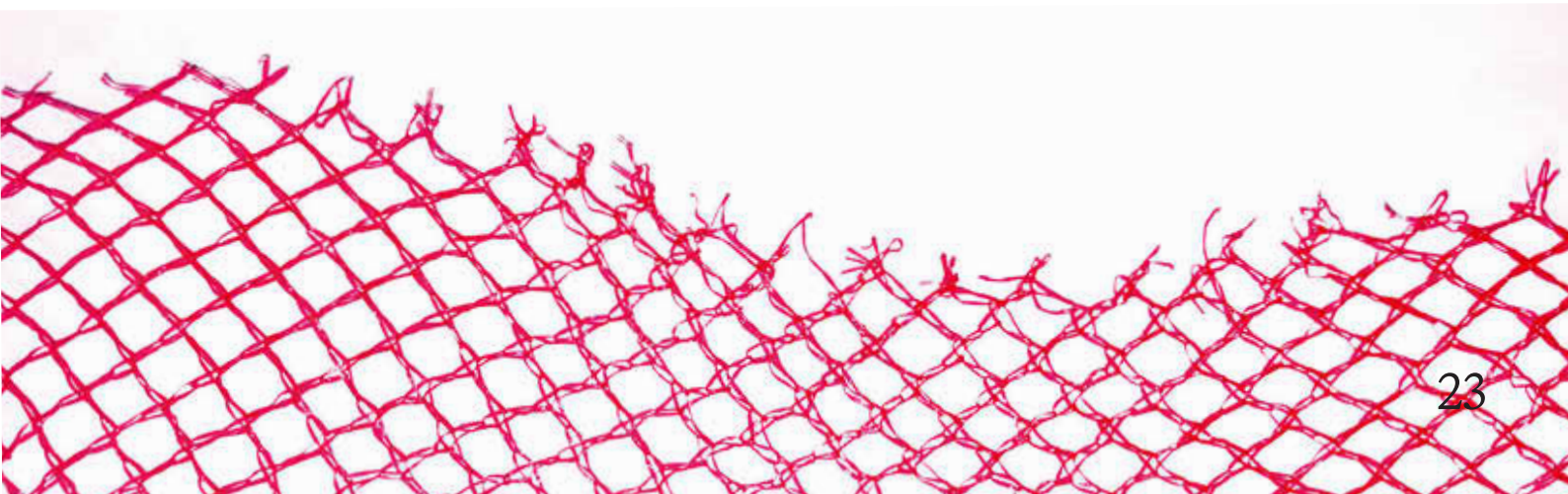
Viele Deutsche zieht es an den Plattensee: idyllische Dörfer, beeindruckende Natur und nicht zuletzt niedrige Grundstückspreise. Für einige Auswanderer*innen zählen aber noch ganz andere Gründe. Sie fühlen sich nicht mehr wohl in Deutschland: Dort sei eine woke Elite an der Macht, Impfwang, traditionelle Werte würden vergessen. Immer mehr Rechtsextreme ziehen an den Balaton, weil sie ihre „deutsche Heimat“ nicht mehr wiedererkennen und die Politik Orbáns begrüßen.

Einer der prominentesten Auswanderer dieser Szene ist Ignaz Bearth. Der 41-Jährige kommt aus der Schweiz, lebt in Ungarn und arbeitet dort am Aufbau von „Stützpunkten“ der „Deutschsprachigen Gemeinschaft Ungarn“. Als wir durch seine Social Media Beiträge scrollen, prasseln Verschwörungsideologien und rechte Propaganda auf uns ein.

Jeden Donnerstag trifft sich die Gemeinschaft in einer der Ortschaften am Plattensee. Wir beschließen, die drei Stunden Fahrtzeit auf uns zu nehmen und uns in das Treffen einzuschleusen. Im Restaurant in Kapósvar angekommen wird uns klar, dass der Plan, sich unauffällig dazu zu setzen, nicht aufgehen wird: Bearth hat eine ganze Terrasse gemietet, es gibt ein festes Menü für den Tag. Um die Lage zu beobachten, setzen wir uns in den öffentlichen Bereich des Restaurants und beobachten die Menschen, die tröpfchenweise dazukommen – dann gehen wir rein.

Wir führen etwas Smalltalk, reagieren ausweichend, versuchen, Fragen zu stellen. Aber dabei wird uns auch immer mulmiger. Schließlich kehren wir zurück in den öffentlichen Teil des Restaurants. Von dort hören wir irgendwann Bearths markige Stimme. Er ist nicht allein – zu Gast ist auch der rechtsextreme Verschwörungstheoretiker Daniel Langhans. Gemeinsam moderieren sie das Programm für die etwa 30 Menschen vor Ort und wettern gegen die „deutsche Lügenpresse“ und den neuen ungarischen Präsidenten.

Wir müssen einsehen, dass eine Undercover Recherche dieser Art unsere Ressourcen als Student*innenzeitung übersteigt und kehren zurück nach Budapest – mit einem erschreckenden Eindruck davon, wie sich menschenfeindliche Einstellungen unzufriedener Deutscher unter einer rechten und autoritären Regierung im Ausland bündeln können.



Blualgen, Hitzerekorde, leere Cafés: Was wird aus dem Balaton?

Mara Buddeke (sie/ihr), 27, Master Europäische Literaturen, ist für ihre Recherchen fast 900 Kilometer durch Ungarn getingelt.

Der größte See Ungarns lockt jährlich Millionen von Besucher*innen an seine Strände. Doch steigende Temperaturen, niedrige Wasserstände und Algenblüten verändern den Balaton.

Mitte Mai schimmert der Balaton in einem hellen Türkis. Die Badesaison hat noch nicht begonnen, der Zug aus Budapest ist fast leer. Nur wenige Fahrgäste, ausgerüstet mit Wanderschuhen oder Tourenrädern, fahren an diesem Montagmorgen an den See, um nach dem verregneten Wochenende die ersten Sonnenstrahlen in der Natur zu genießen.

Wo andere Urlaub machen, forscht Gergely Boros. Der Biologe arbeitet im Limnologischen Forschungsinstitut am Balaton auf der Halbinsel Tihany. Vom Bahnhof bis zum Institut ist es nicht weit, erklärt Boros im Auto. Nur das Bussystem sei ein bisschen verwirrend. Wenn man erst einmal in Tihany sei, komme man nicht so leicht wieder weg, fügt er schmunzelnd hinzu.

Das Institut liegt direkt am Ufer des „ungarischen Meeres“. Schon seit 1927 werden hier unter anderem ökologische Veränderungen, Biodiversität, Nahrungsketten und Umweltbelastungen im Süßwasser des Sees erforscht. Die fast hundertjährige Geschichte des Instituts zeigt sich in den Bogengängen, der holzvertäfelten Bibliothek und den verwinkelten Treppen des Instituts. Am Steg liegen Segel- und Motorboote vertäut, mit denen die Forscher*innen aufs Wasser fahren, um an den verschiedenen Messpunkten Proben zu nehmen. Das Gelände ist weitläufig, ein gepflegter Park voller blühender Wiesen und Bäume. Nachmittags spiele er hier manchmal mit seinen Kindern, erzählt Boros.

Der Balaton ist sehr flach, die durchschnittliche Tiefe beträgt nur drei Meter. Aufgrund des hohen Verhältnisses von Oberfläche zu Volumen reagiere der See sehr empfindlich auf Umweltveränderungen wie die Erwärmung durch den globalen Klimawandel, so Boros. Im Frühjahr habe es kaum geregnet, deswegen sei der Wasserspiegel derzeit recht niedrig. Das habe bislang jedoch nur geringe ökologische Folgen: „Ökosysteme können sich daran anpassen, Schilfgebiete profitieren sogar von Schwankungen im Wasserlevel.“ Problematischer sei die Erwärmung des Sees aus anderen Gründen: Sie könne den Nährstoffkreislauf verändern und dadurch langfristig die Wasserqualität beeinträchtigen.

Zu viele Blualgen



In der Meskosmos-Anlage untersuchen die Forscher*innen Ökosysteme unter kontrollierten Bedingungen.

Hinter einem kleinen Schuppen steht ein Dutzend runder Tanks, die bis in den Boden hineinreichen. Eine Mesokosmos-Anlage, erklärt Boros. „In den Tanks untersuchen wir die natürliche Umwelt unter kontrollierten Bedingungen, zum Beispiel die Auswirkungen des globalen Klimawandels auf Nahrungsnetze oder die Wechselwirkungen verschiedener Umweltfaktoren im See.“ Boros betreut die Anlage und untersucht darin unter anderem Algenwachstum unter erhöhten Temperaturen.

Warme Sommer können zu einem Überschuss an Nährstoffen führen, der wiederum das Algenwachstum beschleunigt, erklärt Boros. „Algen sind per se nichts Schlechtes, sie sind sogar notwendig für das Ökosystem. Problematisch wird es, wenn sie sich zu schnell vermehren oder eine bestimmte Spezies überhandnimmt.“ Dazu zählen auch Cyanobakterien, früher als Blualgen bekannt, die unter bestimmten Bedingungen Toxine produzieren. Ihre Präsenz allein stelle nicht zwangsläufig ein Gesundheitsrisiko dar, betont Boros. Ihre Vermehrung müsse dennoch sorgfältig beobachtet werden, insbesondere, weil der Balaton nicht nur ein beliebtes Urlaubsziel, sondern auch eine wichtige Wasserressource ist.

Unsichere Zeiten für die Gastronomie

Nicht weit von Tihany liegt der Kurort Balatonfüred. In der Nähe des Bahnhofs wirkt der Ort wie eine verschlafene Kleinstadt, kurz vor den Ufern des Balatons entpuppt er sich jedoch als Touristenmagnet: Direkt am See ragt eine moderne Hotelanlage in den Himmel, inklusive Restaurant und Biergarten. An der nahegelegenen Promenade reihen sich die Souvenirshops aneinander, die zu Beginn der Saison nur spärlich besucht sind.



Balatonfüred, bekannt für seine Mineralquellen, ist einer der beliebtesten Kurorte am Balaton.

Etwas versteckt in einem sonnigen Hinterhof liegt das Café Karolina. Auf der weitläufigen Terrasse sitzen erst wenige Besucher, aus den Lautsprechern dudeln 80er-Hits, Jazz und ein einzelnes Weihnachtslied. Der Besitzer Viktor Schindele pflückt gerade frische Kräuter aus einem Hochbeet vor dem Café. Er spricht fließend Deutsch, das Gespräch beginnt er mit „Grüß Gott!“

Sein Betrieb leidet unter dem unbeständigen Wetter der letzten Jahre. „Wenn es im Sommer zu warm wird, dann sind alle am Strand statt bei uns“, erzählt er. Dann kommen die Gäste nur vormittags und abends vorbei. „Ich kann das gut verstehen, bei 38 Grad würde ich auch nicht hier draußen sitzen.“ Auch die Winter sind wärmer geworden: Im vergangenen Januar bildete sich auf dem Balaton zum ersten Mal seit neun Jahren eine geschlossene Eisdecke. Was früher ganz selbstverständlich war, ist jetzt zur Seltenheit geworden. „Es war ein harter Winter, aber es ist besser für uns, wenn der See zufriert“, meint Schindele. Dann kommen Gäste zum Schlittschuhlaufen und kehren danach bei ihm ein. Die künstliche Schlittschuhbahn, die in den Jahren zuvor ersatzweise in der Stadt betrieben wurde, lockt deutlich weniger Kundschaft ins Café.

„Weniger Wasser, weniger Fisch“

Seine Gäste sehen die Veränderungen gelassener. Ádám und Fatime kommen im Sommer regelmäßig an den Balaton, um dem Lärm in Budapest zu entfliehen. „Ich mache mir da nicht so viele Gedanken“, gesteht Ádám. „Aber ich habe einen Freund hier in der Nähe, der gern zum Angeln rausfährt und sich beschwert, dass es im Moment weniger Fische gibt.“ Das bestätigt auch einer der Angler, der ein Stück weiter an der Promenade seine Ausrüstung aufgebaut hat. „Weniger Wasser, weniger Fisch“, erklärt er. Trotzdem, im Moment fange er noch genug, meint er – und wirft die Angel wieder aus.

Für die ungarische Kultur und Wirtschaft ist der Balaton von großer Bedeutung. Nach Budapest ist er das bedeutendste Tourismus- und Erholungsgebiet Ungarns, jedes Jahr zieht der See Millionen Besucher*innen aus dem In- und Ausland an. Doch wie lange noch?

„Der See wird so bald nicht verschwinden“, betont Boros. In den Medien werde da gern mal übertrieben. Trotzdem: Das limnologische Institut geht derzeit von einem Wassertemperaturanstieg von 0,7 Grad Celsius pro Jahrzehnt aus – also vier bis fünf Grad bis zum Ende des Jahrhunderts. „Das ist beträchtlich“, sagt der Biologe. In den letzten Jahren seien die Sommer bereits besonders heiß gewesen, die Wassertemperatur stieg auf über 30 Grad Celsius. „Wenn diese Schwelle langfristig überschritten wird, könnte das dramatische Veränderungen auslösen: das Aussterben von besonders empfindlichen Arten oder die plötzliche Freisetzung von Nährstoffen aus den Sedimenten“, so Boros. „Diese Veränderungen müssen wir im Auge behalten.“



Noch beißen die Fische an, meint einer der Angler am Ufer des Sees.

Kommunale Unabhängigkeit: Das Beispiel Oroszlány

Etwa eine Stunde westlich von Budapest liegt die Kleinstadt Oroszlány. Bei der Wahl im April gewann hier Magyars Tisza-Partei, den Bürgermeister stellt jedoch weiterhin Fidesz. Der ehemalige oppositionelle Bürgermeister Zoltán Lazók spricht mit der UnAufgefordert über Orbáns Einfluss auf ungarische Kommunen, die Kraft unabhängiger Medien und den Wahlkampf Péter Magyars.

UnAuf: Herr Lazók, Sie waren parteiunabhängig und Teil des Bündnis der Lokalpatrioten, das lokale Bündnis linker Kräfte, von dem Sie noch immer Vorsitzender sind. Sie fingen in der Fidesz-Ära an, als Bürgermeister zu arbeiten und blieben bis 2024 im Amt. Welche Formen des politischen Drucks haben Sie erlebt?

Zoltán Lazók: Der Druck war von Anfang an da. Besonders finanziell, weil die Regierungspartei Fidesz im Alleingang über die EU-Fördergelder entschieden hat. Was die Kommunen wirklich brauchen, hat sie nicht interessiert. Gerne hätten wir Wohnungen gebaut, da es schon damals eine große Wohnungsnot gab. Es gab stattdessen willkürliche Projekte wie neue Fahrradwege, aber im Grunde haben sie einfach entschieden, ohne die tatsächlichen Nöte einer Kleinstadt wie Oroszlány zu kennen. Es war nicht wirklich möglich, etwas dagegen zu unternehmen.

UnAuf: Wie abhängig sind ungarische Kommunen von der Regierung?

Zoltán Lazók: Oroszlány gehört mit seinen 20.000 Einwohnern für ungarische Verhältnisse zu den größeren Kleinstädten. Wir haben den Vorteil, dass wir einen Industriepark haben und die verschiedenen ansässigen Unternehmen eine Industriesteuer an die Stadt bezahlen müssen. Durch diese Gelder konnten wir Straßen renovieren und, trotz allem, auch Wohnungen bauen. Wir genossen also, wie auch andere Kleinstädte mit Industrieparks, eine Unabhängigkeit, die andere Kleinstädte unter Orbán nicht hatten. Wir konnten abgeschirmter agieren und die Fidesz-Partei konnte sich dadurch nicht so ausbreiten, wie es zum Beispiel in vielen Städten in Ostungarn der Fall war.

UnAuf: Wie sehr spürte man hier Orbáns Einfluss auf die ungarischen Medien?

Zoltán Lazók: Wir haben versucht, als Stadt eine mediale Unabhängigkeit zu haben, zum Beispiel durch unsere eigene Zeitung. Sie heißt 2840, basierend auf der Postleitzahl der Stadt, und ist vollkommen parteiunabhängig. Wir haben auch einen eigenen städtischen Fernsehkanal gegründet. Ich habe außerdem viel mit Menschen online kommuniziert und so versucht, mich von der Fidesz-Partei nicht beeinflussen zu lassen. Regionale und nationale Medien gehörten dagegen Fidesz.

UnAuf: Welche Rolle hat die Fidesz-Partei bei der Kommunalwahl 2024 gespielt?

Zoltán Lazók: Fidesz war es sehr wichtig, Oroszlány als Stadt zu gewinnen, weil Ungarn sich auf die Produktion von Batterien für Elektroautos spezialisieren wollte. Für den ganzen Müll musste es eine Ablagestelle geben, für die Oroszlány erhalten sollte. Sie haben für den Wahlkampf sehr große finanzielle Kräfte mobilisiert. Das linke Bündnis hatte solche Kräfte nicht. So habe ich die letzte Kommunalwahl 2024 verloren. Nach der Wahl haben viele Leute online darüber berichtet, wie die Umwelt in der Gegend durch die Abfallstelle verseucht wird und dass sie deswegen nicht mehr in den Wald gehen können. Es gab riesige Protestaktionen, die den Ausbau der Abfallstelle am Ende verhindern konnten.

UnAuf: Wann haben Sie gemerkt, dass Orbáns Politik sich in eine klar autoritäre Richtung entwickelt?

Zoltán Lazók: Für mich war der konkrete Moment der Ausbruch der Covid-Pandemie. Orbán hat Covid als Grund für die Einrichtung einer Regierung per Dekret genutzt und konnte so die Opposition bei wichtigen Entscheidungen umgehen. Nach der Pandemie hat er diese Strukturen nicht wieder aufgelöst und den Russland-Ukraine-Krieg zur neuen Ausnahmesituation erklärt, um seine alleinige Machtposition zu rechtfertigen. Deswegen war auch die Kriegspropaganda so enorm wichtig für seine Partei.

UnAuf: Wie funktioniert Fidesz' Propaganda auf einem lokalen Level? Werden die gleichen Mittel benutzt?

Zoltán Lazók: Die Fidesz-Partei hat in Oroszlány genauso ausländerfeindliche Propaganda wie sonst überall auch angewendet. Zusätzlich haben sie Veranstaltungen organisiert, um dort ihre Ideen zu verbreiten. Bei städtischen Veranstaltungen mussten sie immer auf eine Weise ihren Handabdruck hinterlassen. Dass immer noch die Hälfte der Kommune vom Linken Bündnis gestellt wird, zeigt aber, dass ihre Propaganda hier nicht viel Wirkung zeigt. Die nationale Wahl im April hat Fidesz auch in Oroszlány verloren.

UnAuf: Woran liegt das?

Zoltán Lazók: Gerade durch den Industriepark leben hier viele Ausländer*innen. Auch viele Kinder von Einwander*innen gehen hier zur Schule. Das gehört zum Alltag, deshalb sind die Menschen hier weniger empfänglich für die Fidesz-Propaganda. Auch die Kriegspropaganda Orbáns hat absolut nicht funktioniert. In kleinen Dörfern, in denen die Menschen eher abgeschieden von der Außenwelt leben, sah es ganz anders aus. Als der jetzige Bürgermeister Takács Károly an eine Grundschule ging und sagte „Zum Glück heißt keiner von euch Mohammed“, waren die Menschen extrem wütend.

UnAuf: Wie politisch ist die Jugend in ungarischen Kommunen wie Oroszlány?

Zoltán Lazók: Sehr. Nach dem Ereignis haben einige Jugendliche hier T-Shirts getragen, auf denen stand „Ich bin Mohammed“ und die Forderung, der Bürgermeister solle abdanken. Es gibt zwischen den 18 und 25-Jährigen absolut keine Unterstützer der Fidesz-Partei. Nicht eine Person in dieser Generation hat für Orbán gestimmt. Diese Wahl war die erste, die die Jugend so stark mobilisieren konnte. Vorher waren sie politisch eher apathisch und sind nicht einmal wählen gegangen.

UnAuf: Was hat die Jugend hier von Magyar überzeugt?

Zoltán Lazók: Magyar hat versprochen, Steuergelder im Gesundheits- und Bildungssystem einzusetzen, also dort, wo sie bislang gefehlt haben. Natürlich haben auch die jungen Menschen im Alltag gespürt, dass diese Bereiche nicht genug gefördert werden, während Fidesz-Mitglieder und ihre Familien immer mehr Geld anhäufen. Sie wollen, dass dort aufgeräumt wird. Allgemein hat es unglaublich viel bewirkt, dass Magyar persönlich viele kleine Orte besucht hat, um da bestimmte Glaubenssätze zu brechen. Er hat vor allem in wirklich armen Gegenden immer darüber gesprochen, dass er die Ungerechtigkeiten sieht, die die Menschen erleben, und dass er sie bekämpfen wird.

UnAuf: Denken Sie, Magyar wird diese Versprechen halten?

Zoltán Lazók: Zur Zeit möchte ich positiv denken und glaube, dass er seine Wahlversprechen halten wird, andernfalls wäre ich sehr enttäuscht. Sein momentanes Verhalten ist für mich ein gutes Zeichen, auch wenn ich seinen Wahlkampfstil teilweise als überzogen empfand. Aber auch die Annäherung an die EU ist gut für Oroszlány und die ungarische Wirtschaft. Viele Regionen werden aber natürlich regional noch immer von Fidesz' Leuten geführt. Damit EU-Gelder auch tatsächlich in den Kommunen ankommen, brauchen wir deshalb dringend vorgezogene Kommunalwahlen, damit Fidesz auch hier abgewählt werden kann.

Das Interview führte Thordis Schreiber (sie/ihr), 21, Bachelor Anglistik und Geschichte.



Waffen machen attraktiv?!

Lea Baumgarten (sie/ihr), 25, Master Klassische Archäologie, ist eigentlich schon für Shooter Games zu sensibel.

Rechtsextremist*innen lieben ihre Waffen. Wieso findet man Schießen geil? Ob Redneck, Tourist*in oder Sportler*in, aus gewalttätigem Gerät wird Sport. Aber wieso? Wo liegt die Verbindung zwischen Politik und Spaß beim Schießen?

Bei Schusswaffen denke ich an Krieg, Mord, Wunden und Gefahr. Genauso denke ich an *Call of Duty*, Geheimagent*innen und epische Filmszenen. Weil ich in meinem Leben glücklicherweise wenig Kontakt zu all dem hatte, verbinde ich eine AK47 mit Rappern und Musikvideos und fühle mich wie eine heiße Agentin auf geheimer Mission, wenn ich das AirSoft Gewehr eines Freundes halte. Fern, kostümiert und aufregend. Gleichzeitig verabscheue ich die Vorstellung einer geladenen Waffe und Waffenverherrlichung wie in den USA. Die vernichtende Macht einer Schusswaffe ist beängstigend, wie all die Leute, die sie leichtfertig missbrauchen.

Jedenfalls, da man in Deutschland nicht einfach so schießen kann, wollte ich mir die Chance in Ungarn nicht entgehen lassen.

Von den 12 Shooting Ranges bei Budapest antworteten mir zwei. Eine will jedoch nicht über die Verbindung zur Politik reden, und so lande ich bei *Budafoki Mesterlövész Se*. In einem ruhigen Vorort, ein paar Kilometer außerhalb des Stadtzentrums, befinden sich die unterirdischen Räumlichkeiten. Von außen konnte man meinen, es sei eine Tiefgarage. Timi, die Besitzerin, und zwei Mitarbeiter begrüßen mich herzlich und führen mich in die verschachtelte Tiefe der Anlage für ein kurzes Interview. Vorbei an roten Wänden, vereinzelt Plakaten und mondäner Einrichtung gehen wir zu dritt in einen Raum, der genauso gut ein Restaurant sein könnte und lassen uns auf schwarzen Lederstühlen nieder.

Ich frage, wieso Personen schießen gehen. Für Tourist*innen sei es interessant, wegen des Adrenalins und der Aufregung vor etwas Ungewöhnlichem. Viele der Besuchenden sind auch einfach interessiert an der Waffentechnik, erzählt Timi. Sie hat das Unternehmen von ihrem Vater übernommen, der als Jäger tätig war, und ist mit dem Schießen aufgewachsen.

Vergeblich versuche ich, etwas über rechte oder konservative Gemeinschaften durch Schützenvereine herauszufinden. Leute kommen zusammen bei Wettbewerben, die seien aber nicht rechts. Auch nach mehreren Nachfragen zur politischen Situation Ungarns kommt kein Kommentar zu Fidesz. Nicht, weil Timi davon ablenken wollte, sondern scheinbar, weil rechte Politik für die Shooting Range wahrhaft irrelevant ist. Ich konnte es kaum glauben, wenn doch Waffenvorliebe Hand in Hand mit dem typisch rechten Patriotismus geht.

Vor meinem Besuch sollte ich mir Waffen zum Ausprobieren auf der Website aussuchen. Es ist ein absolut absurdes Gefühl, durch einen Online-Katalog zu blättern und Waffen wie vom Menü zu bestellen, welche meine *Counter-Strike* spielenden Freund*innen wärmstens empfohlen hatten. Vor Ort lasse ich mir dann den Blaster von Prinzessin Leia, ein modifiziertes altes Sturmgewehr, eine zeitgenössische israelische Waffe und ein antikes Gerät, das in *Call of Duty Zombies* vorkommt, vorführen.

Im Schießraum flackert anfangs noch das Licht und die auffahrende Lüftung klappert. Nun weiß ich mit Sicherheit, was in Serien und Büchern gemeint ist, wenn die *bad boys* abends nach Hause kommen und nach Schießerei riechen: der Geschmack von Metall, gemischt mit der ersten frischen Luft am Silvestermorgen. Als der Trainer die Tür schließt und wissen wollte, wieso ich Fragen über Rechtsextreme gestellt habe, hinterfrage ich kurz alle meine Entscheidungen.



Tendenziell sieht er einen Hang zu Waffen auf der rechten Seite, dabei meint er vor allem Männer. „Sie glauben, es macht sie mehr zu einem Mann“, erklärt er. Sie würden das Machtgefühl von Waffen missbrauchen und fänden es attraktiv, als Mann verteidigen zu können.

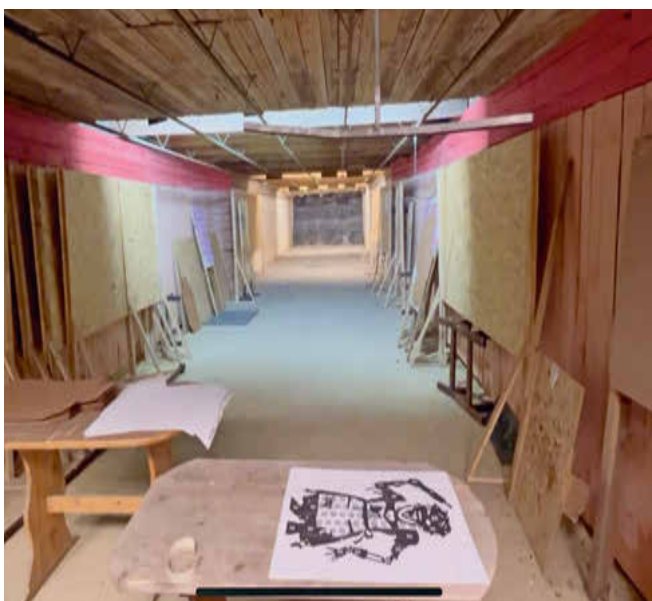
Kann eine Schusswaffe wirklich ein Mittel zur Verteidigung sein? Mir scheint sie eher Verteidigung durch Angriff zu leisten. Ich frage, wieso er es männlich findet, sich verteidigen zu können, worauf er keine wirkliche Antwort findet. Auch erzählt er, wie manche Schießen als Sport mit Kriegsspielen und Heldenfantasien verwechseln und aus den falschen Gründen am Sport interessiert sind. *Budafoki* hat deswegen eigene strenge Annahmerichtlinien, wobei eine Frage im Vordergrund steht: „Warum wollen sie Schießen?“

Nun greife ich zur Waffe, um zu sehen, wie es sich anfühlt. Mein erster Schuss geht in die Mitte. Der Rückstoß der 9 mm überwältigt mein Nervensystem, trotz Vorwissen darüber, was passieren wird. Das zweite Einschussloch durchdringt die Zielscheibe deutlich weiter außen. Der Trainer erklärt, wie die Schütz*innen sich an die Intensität des Schusses gewöhnen müssen. Auch wenn man ruhig ist, antizipiert der Körper den Impact unterbewusst. Unmittelbar nach dem Abdruck lockert sich deswegen automatisch die Spannung und der Schuss verfehlt.

Für Angst bleibt meinem sonst sensiblen Wesen, wegen der geforderten Konzentration, jedoch kein Gedanke übrig. Besonders deswegen ist der Sport beliebt: Er fordert Ruhe und einen kühlen Kopf, hatte Timi erzählt. Mein Körper zittert trotzdem, weshalb wir zu einem kleineren Kaliber mit weniger Rückstoß wechseln. Nun schieße ich ohne Probleme zehn Kugeln nacheinander auf die zehn Meter entfernte Zielscheibe.

Interessanterweise fühlte ich mich nicht mächtiger.

Der Instruktor und ich einigen uns, dass Waffen vor allem ein Mittel zum Zweck sind. Entwendet von ihrem originalen gewalttätigen Kontext, können sie auch verantwortungsvoll und bewusst Anwendung finden. Schießsport erlebte ich bei *Budafoki* als gute Anwendung. Eine gewisse Skepsis gegenüber Waffenaffinität, egal zu welchem Zweck, scheint mir aber weiterhin gesund.



„Wir hatten das Gemüse, die Räder, die Logistik“: Das Degrowth-Projekt Cargonomia

Mara Buddeke (sie/ihr), 27, Master Europäische Literaturen, hat drei Kartoffelkäfer gefunden und sehr viel Salat geerntet.

Gutes Leben ohne Wachstum? In Budapest liefert eine Initiative Gemüse per Lastenrad, bildet junge Menschen aus und zeigt, wie Degrowth in der Praxis aussehen kann.

Ein pinkes Lastenrad hängt von der Decke des Cargonomia-Zentrums in Budapest. Alle anderen Räder sind zwischen Gemüseboxen, Farbdosen und einer Werkbank aufgereiht. Jedes Modell sieht ein bisschen anders aus: Manche sind mit einer flachen Tragefläche ausgestattet, andere mit einer Kiste samt eingebauten Kindersitzen. Sie sind lila lackiert, neongrün oder schwarz. „Das hier war unser erstes Modell“, sagt Vincent und deutet auf ein gelbes Lastenrad.

Vincent ist Mitbegründer von Cargonomia. Das Projekt verbindet drei Unternehmen aus der Region Budapest zu einem gemeinsamen Netzwerk: die Fahrradselbsthilfswerkstatt Cyclonomia, den Bio-Gemüsehof Zsamboki Biokert und den Fahrradkurierdienst Kantaa. Jeden Donnerstag liefert die Initiative mit den Lastenfahrrädern Gemüseboxen in Budapest aus.

Cargonomia versteht sich als Degrowth-Projekt. Statt auf Wachstum setzt die Initiative auf regionale Kreisläufe, gemeinschaftliche Arbeit und möglichst ressourcenschonende Produktion. Entstanden ist sie aus der alternativen Budapester Szene der frühen 2010er-Jahre. „Wir hatten das Gemüse, die Räder, das logistische Fachwissen. Also habe ich diese Leute zusammengebracht, und so hat alles begonnen“, erzählt Vincent.



Im Cargonomia-Zentrum können jeden Donnerstag Gemüseboxen von der Farm Zsamboki Biokert abgeholt werden.

Ein „Robin-Hood-Modell“

Manche Kund*innen holen ihre Gemüseboxen lieber selbst ab. Antonin, einer der vier Cargonomia-Trainees, verteilt die Boxen. Für die kleine Tochter einer Stammkundin wäscht er noch schnell eine Möhre ab. „Sie will jede Woche schon etwas auf die Hand haben“, meint er amüsiert.

Die Trainees verbringen bis zu sechs Monate bei Cargonomia. Sie helfen beim Verteilen der Gemüseboxen und arbeiten zwei Tage pro Woche auf der Farm, um ökologische Landwirtschaft kennenzulernen. Ihre freie Zeit verbringen sie mit eigenen Projekten. „Wir lesen und diskutieren auch gemeinsam Texte, über Degrowth zum Beispiel“, sagt Antonin. „Aber konkret setzen wir diese Konzepte dann auf der Farm um.“

Die Trainees erhalten während ihres Aufenthalts kein Gehalt. „Wir wollten nie ein typisches Unternehmen werden, das am Ende hauptsächlich Förderanträge schreibt und Berichte verfasst“, erklärt Vincent. Stattdessen investiert Cargonomia Zeit und Ressourcen in kostenlose Angebote für die Gemeinschaft; ein „Robin-Hood-Modell“, meint er schmunzelnd. Dazu gehören Workshops in Schulen, Sommercamps und auch der Tag der offenen Tür auf der Farm am kommenden Wochenende. Vincents Wetter-App sagt einen Sturm voraus. „Vielleicht wäre ein anderer Termin besser“, überlegt er.

Koriander und Kartoffelkäfer

Zwei Tage später ist der Himmel zwar wolkenverhangen, aber das Gewitter bleibt aus. Rund 50 Gäste sind zum Tag der offenen Tür auf die Farm gekommen. Einige helfen bei der Zubereitung des gemeinsamen Mittagessens, die meisten tummeln sich jedoch auf den Gemüsefeldern. Neben Besucher*innen aus der Stadt sind auch einige aus den umliegenden Dörfern dabei.



Beim Tag der offenen Tür lernen Besucher*innen die Farmarbeit kennen.

Als leichter Regen einsetzt, ziehen sich einige Besucher*innen in die überdachten Tunnel zurück. Draußen prasseln die Tropfen gegen die Plastikplanen, drinnen knacken die Panzer der Kartoffelkäfer, die von den Blättern gepflückt und zerdrückt werden. Zoltán hockt mit seiner Familie zwischen den Pflanzen und entfernt gerade orangefarbene Eier von einem befallenen Blatt. Auch er bestellt seit fünf Jahren bei Cargonomia. „Uns ist es wichtig, Gemüse ohne Pestizide zu kaufen“, sagt Zoltán. „Das mit der Box funktioniert so gut, weil wir nichts planen müssen. Einmal haben wir riesige Mengen an Mangold bekommen – dann haben wir eben gelernt, damit zu kochen“, erzählt er.



Weil die Farm keine Insektizide benutzt, müssen die Kartoffelkäfer von Hand aufgelesen werden.

Dass Menschen wie Zoltán über Cargonomia regelmäßig ökologisch angebautes Gemüse beziehen, ist in Ungarn noch immer die Ausnahme. Der Markt für Bio-Lebensmittel macht nur 0,5 bis 1 Prozent des gesamten ungarischen Lebensmitteleinzelhandels aus. Zum Vergleich: In Deutschland sind es immerhin 6,5 Prozent. Hinzu kommen die stark gestiegenen Lebenshaltungskosten: 2023 verzeichnete Ungarn mit 45,9 Prozent die höchste Lebensmittelinflation in der EU. Die Preise liegen weiterhin auf einem hohen Niveau, teure Ökoprodukte kann sich nicht jede*r leisten.

Bilder: Mara Buddeke

Degrowth bedeutet Vielfalt

„Unser Gemüse kostet ungefähr so viel wie Biolebensmittel im Supermarkt“, sagt Kristof, der Vertriebsmanager der Farm. Eine große Kiste ist für rund 31 Euro erhältlich. Derzeit werde das Angebot vor allem von Haushalten mit mittleren bis hohen Einkommen genutzt. Um dennoch mehr Menschen zu erreichen, arbeitet er an logistischen Lösungen, um überschüssiges Gemüse an soziale Einrichtungen weiterzugeben. „Das liegt dem Team sehr am Herzen“, meint er.

Zu Kristofs Aufgaben gehört auch, die Nachfrage zu steigern – aber wie passt das mit Degrowth zusammen? „Wir wollen nicht der nächste große Supermarkt werden, sondern ein Netzwerk kleiner Betriebe, die sich gegenseitig ergänzen“, betont er. Es gehe nicht darum, insgesamt weniger zu produzieren, sondern ein vielfältiges Angebot zu schaffen. „Und Vielfalt in der Wirtschaft kommt nicht von großen Akteuren, die den Handel dominieren.“

Die Kooperation mit Cargonomia spiele dabei eine wichtige Rolle. „Die Trainees unterstützen uns, im Gegenzug erhalten sie eine Ausbildung“, sagt Kristof. Viele von ihnen arbeiten später im Bereich nachhaltiger Lebensmittelproduktion oder gründen eigene Farmen. „Es ist großartig, über Cargonomia so viele engagierte und vielfältige Menschen hier zu haben.“

Weniger Theorie, mehr Praxis

Nach der Arbeit wird es gesellig: Aus einem traditionellen Gulaschkessel wird Pasta mit selbstgeerntetem Gemüse serviert, eine Band aus Budapest spielt Balkanmusik, die Besucher*innen tanzen dazu. Logan, Mitgründer von Cargonomia und zuständig für die Ausbildung der Trainees auf der Farm, kann jetzt für einen Moment durchatmen. Die Tage seien anstrengend, aber wichtig für die Initiative, sagt er. „Immerhin soll das hier ein Ort für die Community sein.“

Logan hat als Agrarökologe an der Entwicklung zahlreicher regionaler Lebensmittelnetzwerke mitgewirkt. Neben der Farmarbeit ist er an einer Budapester Universität tätig, doch sein Verhältnis zum Wissenschaftsbetrieb ist ambivalent. „Natürlich brauchen wir gute Forschung“, räumt er ein. „Aber oft profitieren die Wissenschaftler mehr als die Systeme, die sie untersuchen. Das muss sich ändern.“ Cargonomia soll eine Schnittstelle sein – eine Art offene Universität für Degrowth. „Wie sollen junge Forscher sonst erfahren, wie diese Arbeit wirklich abläuft? Diese Gelegenheit bekommt man an der Universität einfach nicht.“

Auch der Tag der offenen Tür soll diese Neugier wecken. Nun klingt er langsam aus: Die Gruppe verstreut sich, ein paar letzte Nachzügler*innen warten auf den Bus. Wer will, darf frisch geerntete Frühlingszwiebeln und Salat mitnehmen. „Wollt ihr noch Radieschen?“, ruft Logan. Mit leeren Händen geht hier niemand nach Hause.

„Wenn ich Cargonomia mit einem Wort beschreiben müsste, wäre es vor allem das Netzwerk“, sagt Vincent. Ein Ort, der Menschen zusammenbringt und Raum schafft, um neue Ideen auszuprobieren. „Wir wissen nie genau, was als Nächstes passiert“, sagt er. „Jeder Tag ist ein neues Abenteuer, jede Woche eine neue Geschichte.“

Nachhaltiger leben in der Großstadt

Lea-Nadin Knopke (sie/ihr), 23, Bachelor Geschichtswissenschaften und Deutsch.

Für uns Menschen, die in Berlin leben und studieren, ist die hitzige Hauptstadt schnell Alltag geworden. Wo man auch hingeht: dichter Verkehr, Parkplatzmangel, dutzende Häuserblocks aneinandergereiht und kaum Grünflächen. Vor allem in den heißen Sommermonaten leidet die Luftqualität ebenfalls stark unter diesen Einflüssen.

Aber das sind alles Faktoren, die das Leben in einer Großstadt ausmachen – nicht wahr? Genau dieser Realität möchte die Kortárs Építészeti Központ (KÉK) etwas entgegensetzen.

KÉK, oder auch das Budapester Zentrum für zeitgenössische Architektur, ist eine nachhaltige Organisation, die seit 2010 in Budapest und Umgebung aktiv ist. Mithilfe von verschiedenen Projekten arbeiten sie daran, das Leben in der Großstadt ein wenig nachhaltiger zu gestalten und die in Budapest lebenden Menschen aktiv in ihr Vorhaben einzubeziehen. Es geht also nicht nur um das Vermitteln von theoretischem Wissen, sondern um die praktische gemeinsame Erfahrung. Ihr Ziel ist es, durch unterschiedlichste von ihnen organisierte Projekte praktische Aufklärungsarbeit zu betreiben und nachhaltige Lebensweisen für alle Bürger*innen nahbarer zu gestalten.

Am wohl bekanntesten ist ein von ihnen ins Leben gerufenes Gartenprojekt: Über die letzten Jahre sind an den unterschiedlichsten Standorten in Budapest grüne Standorte entstanden. Diese kann man mit deutschen Schrebergärten vergleichen, denn Menschen jeden Alters sind willkommen, um dort zusammen zu gärtnern. Allerdings mit dem zusätzlichen Twist, dass hier noch Aufklärungsarbeit zu einem nachhaltigeren Leben in der Großstadt betrieben wird – alles verbunden mit der Praxis und dem gemeinsamen Anpflanzen von Obst und Gemüse.

Neben dem bekannten Gartenprojekt, organisierte KÉK in den vergangenen Jahren auch ein weiteres spannendes Projekt: die *BIOMappers*. Hierbei handelt es sich um eine Aktion, die die Biodiversität in Gemeinschaftsgärten erfassen soll. So lässt sich auf einen Blick feststellen, welche Pflanzen- und Tierarten sich auf bestimmten Grünflächen ansiedeln und vorkommen. Den Besitzer*innen sollen ein Verständnis für die Biodiversität in ihrem Grund und Boden entwickeln und sich mit weiteren Teilnehmer*innen connecten.

Zuletzt gibt es auch noch die *Urban Walks*. Man könnte meinen, hier geht es um normale Stadtrundgänge für Einheimische oder Tourist*innen, aber es wird ein ganz besonderer Ansatz verfolgt. Stadtführung wird neu gedacht. Hier gibt es lokal geführte Rundgänge, bei denen man Budapest einmal aus einem ganz anderen Blickwinkel wahrnehmen und bewundern kann. Denn es stehen nicht die beliebtesten Sehenswürdigkeiten im Vordergrund, sondern Side Facts zur gewählten Architektur und auch zur weiteren Stadtentwicklung in Budapest.

Natürlich sind Organisationen wie KÉK letztlich nur ein Tropfen auf dem heißen Stein, aber sie geben eine Richtung vor. Nachhaltiges Leben in Großstädten wie Berlin und Budapest ist möglich, wenn man sich interessiert und engagiert. Budapest geht einen Schritt in die Richtige Richtung und vielleicht zieht Berlin ganz bald mit.

MUSEUM BARBERINI

POTSDAM

BARBERINI
**GET
TOGETHER**

Kunst, Musik & Programm

Freier Eintritt exklusiv
für Studierende
aller Fachrichtungen!

Do., 8.10.2026 | 17–22 Uhr

Hydrofeminismus und Gramsci: Ein linkes College in Budapest

Mara Buddeke (sie/ihr), 27, Master Europäische Literaturen, hat jeden einzelnen HÁda-Second-Hand-Laden im Budapester Norden abgeklappert (meist erfolglos).

Tagsüber Vorlesung, abends Lesezirkel: In einem selbstverwalteten Budapester College organisieren Student*innen ihren eigenen Lehrplan.

„Angefangen hat alles mit marxistischen Lesezirkeln“, sagt Anna. „Das Kapital, natürlich.“ Sie deutet auf eine der Buchreihen in der vollgestopften Bibliothek des Társadalomelméleti Kollégiums, kurz TEK. „Aber seit unserer Gründung hat sich viel mehr Literatur angesammelt.“ Zwischen den Regalen stapeln sich Kisten mit Kabeln und Druckerpapier, eine Gitarre lehnt an einem Lautsprecher. „Die Räumlichkeiten werden langsam zu eng für uns“, gesteht Andrej. „Zu eng und zu teuer.“

Das TEK, dem Anna und Andrej angehören, ist ein *Szakkollégium*. Die Colleges sind eine Besonderheit des ungarischen Hochschulsystems: selbstverwaltete akademische Gemeinschaften, die ein zusätzliches Bildungsprogramm und die Möglichkeit des gemeinsamen Wohnens anbieten. Das TEK spaltete sich 1981 vom mathematisch-ökonomisch orientierten Rajk College ab und entwickelte sich zu einem Zentrum für Gesellschaftstheorie, kritische Soziologie und Philosophie.

Genau diese Themen kommen Anna und Andrej an der Uni zu kurz. „Der gesamte Studienplan ist von einer neoliberalen Mentalität geprägt. Das entspricht nicht unserer Denkweise“, sagt Anna. TEK-Mitglieder besuchen deshalb im ersten Jahr einen verpflichtenden Lektürekurs. Auf dem Plan stehen Marx, Gramsci und Bourdieu, außerdem Texte über Feminismus, Queer Theory und Kolonialismus. Angeleitet werden die Kurse von erfahrenen TEK-Angehörigen.



Die TEK-Bibliothek platzt aus allen Nähten.

Ab dem zweiten Jahr stehen Lesekreise mit wechselnden Themen zur Auswahl, die von Professor*innen verschiedener Budapester Universitäten unterrichtet werden. „Dieses Semester hatten wir einen Kurs zu Anarchie, aber es gibt auch ausgefallene Themen wie Hydrofeminismus“, erklärt Andrej. Einige Seminare werden ausschließlich für Externe organisiert. „Aktive TEK-Mitglieder dürfen daran nicht teilnehmen“, sagt Andrej schmunzelnd. „Sonst bestimmen sie die Diskussion zu stark.“

Finanziert werden die Kurse vor allem über Spenden und Steuerzuweisungen. In Ungarn können Bürger*innen 1 Prozent ihrer Einkommensteuer einer gemeinnützigen Organisation zukommen lassen – dafür sammelt auch das TEK Unterstützung. Um die Verwaltung des Colleges kümmern sich die Mitglieder ehrenamtlich. In wöchentlichen Hauptversammlungen und Arbeitsgruppen diskutieren sie Strukturen, planen neue Projekte oder entscheiden, wie sie sich außerhalb des Colleges gemeinsam politisch engagieren.

Ein neues Zuhause

Derzeit hat das College rund 40 Mitglieder, die Hälfte davon lebt gemeinsam im Student*innenwohnheim in einem Gebäude der Corvinus-Universität. Die Hochschule will die ohnehin schon hohe Miete jedoch bald verdoppeln. Deshalb zieht das TEK dieses Jahr in eigene Räumlichkeiten. Über eine Million Euro will das College in eine Etage in einem alten Fabrikgebäude investieren, im Sommer sollen die Renovierungsarbeiten beginnen. Anna und Andrej arbeiten seit Monaten am Finanzkonzept und sammeln Spenden. Der enge Zeitplan sei nervenaufreibend, für viele Jahre werde das College jeden Cent umdrehen müssen, meint Anna.

Warum also der ganze Aufwand neben dem Studium? „Das ist erst mein zweites Jahr hier, aber bei mir hat sich direkt ein starkes Zugehörigkeitsgefühl eingestellt“, meint Anna. Das wolle sie mit so vielen Personen wie möglich teilen. Gerade erst haben die Vorstellungsgespräche für neue Mitglieder stattgefunden, 35 Personen wollen sich dem TEK anschließen. „So viele neue Gesichter hatten wir schon lange nicht mehr“, sagt Anna. „Das ist wirklich aufregend – und ein gutes Zeichen für uns!“



Seit 45 Jahren befindet sich das TEK in einem Gebäude der Corvinus-Universität. Nun will das College umziehen.

Ein offenes Atelier für Budapest

Sophie Bley (sie/ihr), 26, Master Europäische Literaturen, ist auf der Schlafcouch jede Nacht von der harten auf die weiche Seite gerollt.

Wie schafft man einen Ort für Gemeinschaft, politischen Austausch und Kultur fern der Heimat? Das ukrainische Kunstkollektiv Vegyeskereskedés versucht genau das mit offenen Ausstellungen, heimischen Traditionen und einer großen Portion Experimentierfreude.

Ein sieben Meter langer Tisch steht im Innenhof eines Wohnhauses im achten Bezirk von Budapest. Nachbar*innen treffen aufeinander, richten ukrainisches Essen an und kommen ins Gespräch. Viele begegnen sich seit Jahren nur flüchtig im Treppenhaus, jetzt sitzen sie erstmals zusammen. „Wir Ukrainer*innen sind sehr gemeinschaftsorientiert“, erzählt Sasha. Gemeinsam mit dem Künstler und Aktivist Taras Tolstikov organisierte sie das „Neighbours' Supper“ als Projekt ihres experimentellen Kunstkollektivs. Die beiden treffen sich in Taras Wohnung, über dessen Eingangstür ein weißes Schild mit großen roten Buchstaben hängt: Vegyeskereskedés.

Ein experimentelles Kulturprojekt

Der Name des ukrainischen Kunstkollektivs kommt aus dem Ungarischen und bedeutet „Gemischtwarenladen“. Das beschreibt auch das Selbstverständnis des Duos. Sie verstehen sich als inklusiver Kulturraum, in dem Menschen Unterschiedliches finden können, sei es Kunst, Begegnungen, politischen Austausch oder Antworten auf persönliche Fragen. Von selbstreflexiven Kunstprojekten und politischen Ausstellungen im wohnungseigenen Atelier, über Nachbarschaftsdinner und aktivistische Aktionen im bunten Józsefváros, geht die Arbeit des Kollektivs weit über reine Kunstproduktion hinaus. Feste Regeln gibt es dabei kaum. „Wir arbeiten sehr experimentell“, erklärt Taras. Viele ihrer Projekte entstehen aus dem Ausprobieren heraus, oft ohne vorher zu wissen, ob eine Idee überhaupt funktionieren wird.

Die beiden Ukrainer*innen kamen aus unterschiedlichen Gründen nach Budapest, arbeiten heute jedoch eng zusammen. Sasha arbeitet als Beamtin für eine internationale Organisation und interessiert sich für interdisziplinäre Künste. Taras ist bildender Künstler und Aktivist. Trotz ihrer unterschiedlichen Zugänge beschreiben beide ihre Zusammenarbeit als intuitiv. „Ich bringe das Visuelle mit“, sagt Taras. Sasha wiederum interessiert, „wie Menschen sich selbst und andere innerhalb ihres Umfelds entdecken können.“ Gemeinsam, so sagen sie, entstehe daraus das, was Vegyeskereskedés ausmacht.

Vor etwa einem Jahr öffneten die beiden die Tür zu Taras Atelier für Nachbar*innen sowie Freund*innen. Getrieben von dem Wunsch, die Kunstszene politischer zu gestalten, verwandelte sich der offene Kunstraum schnell in ein gemeinschaftsorientiertes Kulturprojekt.

Kunst reagiert auf Politik

Ihr bedeutendstes Ereignis sei ihre erste Kunstausstellung „Piece, Peace, Peas“ gewesen. Mit Gemälden und Installationen reagierte das Kollektiv auf die Friedensverhandlungen zwischen Russland und der Ukraine unter der Trump-Regierung und richtete den Blick auf Ungarns Position im Krieg. Für Sasha und Taras wurde sie zum Ausgangspunkt einer grundsätzlichen Frage: Wie lebt es sich als Ukrainer*in in Budapest, während der Krieg die eigene Heimat bestimmt und die Ukraine zugleich Teil politischer Debatten in Ungarn wird? Auf die Ausstellung folgten weitere

Bilder: Vegyeskereskedés



Das erste „Neighbours' Supper“ des Kollektivs im Bezirk Józsefváros.

Projekte, darunter verschiedene Workshops, eine Solidaritätsausstellung für die Trans-Community in Budapest, eine Drag-Show, „Speed-Friending-Events“ sowie das gemeinsame Hof-Dinner mit den Nachbar*innen ihres Wohnhauses. Die Idee dazu stammte aus ihrer ukrainischen Kultur. Aus Holzresten bauten sie dafür einen langen Tisch und klopften mit einem ungarischsprachigen Freund an jede Wohnungstür des Gebäudes, um die Bewohner*innen persönlich einzuladen.

Zwischen Ungarn und der Ukraine

Gerade der Wunsch, Menschen zusammenzubringen, bringt jedoch auch Herausforderungen mit sich. Zwischen ukrainischer Herkunft, internationalem Publikum und ungarischem Alltag bewegt sich das Kollektiv oft zwischen verschiedenen Welten. Da Sasha und Taras kein Ungarisch sprechen, finden die meisten Veranstaltungen auf Englisch statt. Das ziehe viele Expats an, schaffe aber auch Grenzen. „Manche Menschen, vor allem ältere, kommen vielleicht nicht oder verstehen nicht alles, weil wir kein Ungarisch sprechen.“ Die Sprachbarriere gehöre zu den Herausforderungen ihrer Arbeit. „Wir bewegen uns zwischen zwei Sprachen und Kulturen und können die Gemeinschaft deshalb auf eine andere Weise erreichen. Vielleicht macht uns genau das besonders.“

Die Frage nach Zugehörigkeit begleitet die Arbeit von Vegyeskereskedés sowohl auf kultureller und sprachlicher, als auch auf politischer Ebene. Eine Rückkehr in seine Heimat war für Taras schon lange vor Ausbruch des Ukraine-Krieges keine Option mehr. „Da ich aus Donezk komme, kann ich eigentlich nicht mehr nach Hause zurückkehren“, erzählt er. Die Stadt steht seit 2014 unter russischer Kontrolle. Sasha erinnert sich an die allgegenwärtigen Wahlkampfplakate mit dem ukrainischen Präsidenten Wolodymyr Selenskyj während des ungarischen Wahlkampfs 2025/2026. Die damalige Regierung Viktor Orbáns machte die Ukraine und ihren Präsidenten zu einem zentralen Motiv ihrer Kampagnen und stellte sie immer wieder als Bedrohung für ungarische Interessen dar. „Meinen Präsidenten überall zu sehen, war verdammt seltsam“, erzählt Sasha. Als bedrohlich habe sie das nicht empfunden, eher surreal. „Ich lebe in einem völlig anderen Land und plötzlich sehe ich überall Selenskyj.“ Persönliche Anfeindungen hätten beide kaum erlebt. Vielmehr habe sie die Situation darin bestärkt, mit ihrer Kunst auf politische Entwicklungen in Ungarn und der Ukraine zu reagieren. „Wir greifen immer wieder auf, was in der Ukraine passiert, nicht nur hier in Ungarn“, so das Kollektiv. Besonders am Herzen liegt ihnen deshalb die ukrainische Community in Budapest. Mit ihren Projekten möchten sie einen unabhängigen Begegnungsort schaffen, der ukrainische Kultur, Queerness und Inklusion lebt.



Die Kunstausstellung „Sea of Volcanic Hearts“ präsentierte Werke verschiedener Künstler*innen, reflektierte vergangene und kommende Revolutionen und feierte den ersten Jahrestag des Kollektivs.

Kreativität statt Rückzug

Trotz der politischen Frustration und gesellschaftlichen Spannungen blicken Taras und Sasha nach vorn. Den ungarischen Regierungswechsel im April 2026 erlebten beide als spürbare Veränderung der Atmosphäre in der Hauptstadt. „Die Menschen sind freundlicher geworden.“ Unter die Aufbruchsstimmung mischt sich jedoch auch eine gewisse Skepsis: „Es gibt viel Hoffnung, aber die Menschen halten sich noch etwas zurück.“ Viele Menschen würden erst einmal abwarten, ob sich die politischen Versprechen tatsächlich im Alltag bemerkbar machen.

Für Vegyeskereskedés bedeutet diese Unsicherheit allerdings keinen Rückzug. Ganz im Gegenteil sprudelt das Kollektiv weiterhin voller kreativer Ideen für nächste Projekte. Das „Neighbours’ Supper“ am selbstgebauten Tisch im Innenhof soll zu einer festen Tradition werden und auch die Planung von zukünftigen Ausstellungen, Tanzworkshops und Stadtführungen ist bereits in vollem Gange. Nach einem Jahr voller politischer Fragen rücken damit Themen wie Gemeinschaft, Diversität, Selbstreflexion und die Sichtbarkeit ukrainischer Kultur stärker in den Mittelpunkt ihrer Arbeit. „Vielleicht schaffen wir es ja tatsächlich, eine ukrainische Kunstszene aufzubauen“, hofft Taras. Dass viele dieser Ideen zunächst nur Experimente sind, stört die beiden nicht. Das Nachbarschaftsdinner begann schließlich genauso.



Mit der „Piece, Peace, Peas“ Ausstellung reagierte Vegyeskereskedés im März 2025 auf die politischen Verhandlungen über den Ukraine-Krieg.

Schreiben unter Orbán

Felicitas Hohmann (sie/ihr), 25, Master Europäische Literaturen, trank im Budapester New York Café für 12 Euro den teuersten Cortado ihres Lebens.

Die Schriftsteller*innen Kinga Tóth und Mónika Ferencz waren Teil des József-Attila-Kör, einer Organisation für junge ungarische Autor*innen. 2019 wurde der Kreis aufgelöst. Mit der UnAufgefördert haben die zwei Dichterinnen über das Leben und Schreiben unter Viktor Orbán gesprochen.

Kinga Tóth



Kinga Tóth ist Lyrikerin und Performancekünstlerin. Tóth wurde 1983 in der westungarischen Kleinstadt Sávár geboren und lebt seit etwa zehn Jahren im Ausland. Sie hat mehrere Gedichtbände veröffentlicht und nimmt in diesem Jahr am Bachmannpreis teil.

„Ich bin in einem kleinen Dorf aufgewachsen, in dem es kaum Möglichkeiten gab. Aber ich hatte immer so einen Drang. Mit 18 habe ich angefangen, Literaturmagazine anzuschreiben, 2010 ging ich zum ersten Mal zu einem Camp, das vom József-Attila-Kör organisiert wurde. Eine Woche habe ich dort an Workshops teilgenommen und an meinen Texten gearbeitet. Danach habe ich, hauptsächlich ehrenamtlich, für den Kreis gearbeitet. Irgendwann mussten wir immer länger auf die Fördergelder der Regierung warten. 2015 kam dann eine neue nationalistische Literaturakademie wie ein Pilz aus dem Boden geschossen. Sie hieß *Előretolt-Helyőrség* und war voller regierungsnaher Leute, die später auch andere wichtige kulturpolitische Stellen bekommen haben. Einer von ihnen war Szilárd Demeter, der zeitweise fast alle Museen des Landes leitete und der heute vor allem für seine wirklich katastrophalen, xenophoben Aussagen bekannt ist.

Auch sonst war die Stimmung angespannt. Für meine erste Buchveröffentlichung, das waren Horror-Versionen von Kinderreimen, habe ich auf dem Nationalfriedhof in Budapest eine Performance gegeben. Dabei habe ich auch Gesangstechniken aus dem Metal wie Growling gezeigt. Dar-

auffin wurden Artikel veröffentlicht, in denen ich als ‚Satans Frau‘ und als ‚abartige Pädagogin‘ bezeichnet wurde. Ich habe damals viel an Schulen gearbeitet, das ging danach nicht mehr. Auch das war ein Grund für mich, Ungarn zu verlassen.

Während Corona war ich dann für einige Zeit wieder im Land, was für mich die reinste Hölle war. Ich hatte vergessen, dass man als Frau auf der Straße angegangen wird, wenn man sich ein bisschen anders anzieht, und dass man seine Meinung nicht so explizit äußern darf, weil man mit Konsequenzen rechnen muss. Jetzt, wo es eine neue Regierung gibt, habe ich wirklich ein bisschen Hoffnung, dass sich das Klima ändern könnte und dass es wieder menschlicher wird. Aber diese Vergiftung der Sprache, die unter Orbán stattgefunden hat, wird uns, denke ich, noch lange begleiten. Dabei liebt die ungarische Kultur die Sprache und Literatur. In Ungarn sagt man auch, dass jede zweite Person ein Dichter oder eine Dichterin ist. Deswegen bereitet es mir auch so einen Schmerz, dass so viel kaputtgegangen ist.“

Mónika Ferencz

Mónika Ferencz ist Lyrikerin und Übersetzerin. Sie wurde 1991 in Budapest geboren, wo sie auch heute lebt. Sie hat zwei Gedichtbände und in zahlreichen Anthologien veröffentlicht.

„Zum *József-Attila-Kör* bin ich wie viele andere über das Sommercamp gekommen. Später habe ich mich dann auch im Vorstand engagiert. Von der Regierung haben wir nie viel Geld gesehen, es hieß immer, für Kultur gebe es keins. Die neue nationalistische Literaturakademie *Előretolt Helyőrség* hatte dann aber ein eigenes Gebäude, eine eigene Zeitung, eigentlich alles was man sich wünschen konnte. Der Kern ihrer Arbeit war ein Mentoringprogramm, für das sie Schülerinnen und Schüler aus Gymnasien rekrutierten, um mit ihnen an ihren Texten zu arbeiten. Wenn du ein junger Mensch bist, der gerne schreibt, dann freust du dich natürlich, wenn jemand kommt und dir helfen will. Die Schüler*innen wussten nicht, worauf sie sich da einließen, und welche nationalistischen Ideologien hinter diesem Projekt standen.

Während dort viel Geld investiert wurde, hatten wir zunehmend Mühen. Und dann gab es auch Fehler auf unserer Seite. Unsere Präsidentin wurde schwanger, weshalb einiges liegenblieb, darunter auch unsere Förderberichte. Daraufhin haben wir ein Statement an unsere Mitglieder ausgegeben, das schließlich bei der Presse landete. Am Ende hieß es in jeder Fidesz-Zeitung, wir würden Gelder veruntreuen. Es war wirklich ein riesiges Chaos. Es blieb uns nichts anderes übrig, als den Kreis aufzulösen. Das war wirklich schlimm, denn er hatte eine wirklich lange Tradition. Einige der heute am berühmtesten ungarischen Schriftsteller und Schriftstellerinnen waren hier zum ersten Mal veröffentlicht worden, darunter Péter Nádas und Péter Esterházy.



Besonders beschäftigt hat mich außerdem ein Gesetz, das 2021 verabschiedet wurde. Es besagte, dass Bücher mit LGBTQ-Inhalten foliert und gekennzeichnet werden mussten. Buchläden, die in der Nähe einer Schule oder einer Kirche waren, durften diese Bücher gar nicht erst verkaufen. Zum Schutz der Kinder, hieß es. Natürlich hat sich kaum jemand daran gehalten, wie will man sowas auch überprüfen? Ich selbst bin lesbisch und habe schon immer viel zu Liebe geschrieben. Aber ich habe nie explizit gemacht, um wen es geht. Das funktioniert im Ungarischen ganz gut, weil es kein grammatisches Geschlecht, kein er oder sie gibt. Als dieses Gesetz kam, dachte ich mir, okay, jetzt reicht es. Ab da habe ich angefangen, Gedichte zu verfassen, die eindeutig und unmissverständlich lesbisch waren. Ich wusste ja, dass sie mich nicht dafür einsperren konnten. Und selbst wenn das eine Option gewesen wäre – ich hoffe, ich hätte es trotzdem getan.“

Bild: R. SzaboJanos

Film lebt hier

Entdecke, recherchiere
und studiere Filme an
unserem neuen Standort
im E-Werk.



[deutsche-
kinemathek.de](https://deutsche-kinemathek.de)



Deutsche
Kinemathek

Küss die Hand, Onkel Bela

Johannes Schneider (er/ihm), 23, Bachelor Sport- und Geschichtswissenschaften.

Er filmte, was niemand filmte und machte, was er wollte. Bela Tarr war ein ungarischer Künstler außerhalb aller erdenklichen Normen. Am 6. Juni 2026 starb er in Budapest.

Satantango ist ein Unikum der Filmkunst. Gleich die erste Szene zeigt gut sieben Minuten lang lediglich umherschweifende Kühe. In knapp sieben Stunden Gesamtlänge taucht der Film in ein kleines Dorf ein, über dem ein Schleier der Schwere liegt. Als die junge Estike sich selbst umbringt, ruht die einzige Hoffnung auf Erlösung auf dem Betrüger Irimiás. Während ein durchschnittlicher moderner Hollywood-Film alle zweieinhalb Sekunden schneidet, wechselt die Kameraeinstellung im Schnitt gerade einmal alle zweieinhalb Minuten. Kamera und Ton sind längst vor dem Geschehen da und sie verbleiben auch noch länger. Die Leinwand ist in Schwarz-Weiß getaucht. Die Reduktion von Reizen und die bewusste Langsamkeit sollen einer stärkeren Immersion in die Gefühlswelt der Akteure dienen. Sie ermöglichen ein Suchen und Finden innerhalb der Szenen und bilden das Fundament von Tarrs Filmografie.

Was zeichnet also das Werk und die Philosophie des ungarischen Künstlers, Poeten und Rebellen aus? Mit 22 Jahren, nach Arbeit auf einer Werft und Ablehnung einer Philosophie-Bewerbung an der Eötvös-Lorand-Universität, realisiert er bereits seinen ersten Film. 1977 zeigt *Family Nest* bereits die Dissonanz unterschiedlicher Charaktere vor dem Hintergrund des Großstadtalldtags in Budapest. Danach ändert sich sein Stil. Er wendet sich vom Realismus ab. Abstraktismus, gekennzeichnet durch Kryptik, Poesie und Mystik, hält Einzug.

Nun arbeitet er für seine weiteren Filme mit dem Schriftsteller László Krasznahorkai zusammen. So auch für *Werckmeister Harmonies*: Der Film folgt dem jungen Bewohner Janos Valuska, der mehr und mehr verzweifelt beobachten muss, wie die Stimmung in der Stadt umschlägt. Der Winter beginnt, das Klima wird kälter, die Kohlen weniger und die Gerüchte um einen mysteriösen Reisezirkus kochen hoch. Man ist sich nie sicher, wie viel Janos hinter seinen angestrengten Augen versteht. Was auch immer hier vorgeht, es irritiert. Jeder Charakter symbolisiert unterschiedliche, menschliche Umgangsformen mit gesellschaftlicher Unruhe, sodass letztendlich eine Metapher für das Entstehen faschistischer Strukturen entsteht.

Und auch seine anderen Werke lassen einen seiner Grundsätze durchscheinen. Er widmet sich den „armen, hässlichen, traurigen Leuten“ und sagt in Retrospektive auf seine Karriere: „Ich arbeite seit 30 Jahren und ich mache immer wieder den gleichen Film (...) über die Würde des Menschen.“

Doch vor allem fällt die nihilistische Ader auf, die wie ein Schatten über Bela Tarrs Gesamtwerk liegt. Die Menschen können nur durch falsche Propheten ihrer Gleichgültigkeit entkommen. Wenn die Spinnen ihre Netze weben, werden die Fäden im nächsten Moment wieder zerrissen. Mühen und Leiden werden lediglich durch Kneipenabende kontrastiert.

Und dennoch bleibt nicht nur Weltschmerz und Pessimismus. Bela Tarrs Werk bleibt ein Gegenentwurf, nicht nur auf der Ebene der Filmkunst. Es hinterfragt Strukturen, fordert Utopien und greift den spirituellen Stillstand der heutigen Zeit an. Empathie tritt an vorderste Stelle und auch an den gottverlassensten Orten blitzt immer wieder Schönheit durch.

Mit einem goldenen Bären in der Hand beendet Bela Tarr 2011 seine Karriere. Als 2020 die Regierung beschließt, in die Entscheidungsprozesse Ungarns bedeutendster Filmuniversität, der SZFE, einzugreifen, übernimmt er die Präsidentschaft einer Gegen-Uni, wo regimekritische Künstler ihre Ausbildung weiterführen können.

Der langjährige Freund, Kollege und Literaturnobelpreisträger László Krasznahorkai verabschiedete Bela Tarr mit den Worten: „Wer ist der nächste Rebell? Wer wird kommen? Wer wird alles auseinandertreten?“



„Hoffnung ist ein Treibstoff“ – Bücher auch

Justin Geiger (er/ihm), 26, Bachelor Sozialwissenschaften und Felicitas Hohmann (sie/ihr), 25, Master Europäische Literaturen, stoßen gerne Teetassen in Budapester Cafés um.

Seit rund zehn Jahren betreibt die Britin Antonia Burrows in Ungarn eine feministische Bibliothek. Mit der UnAufgefordert spricht sie über rechte Attacken und die Hoffnung auf eine bessere Zukunft.

Im ersten Stock der *Rákóczi út 11* stapeln sich die Bücher bis zur Decke. Neben einer Auswahl verschiedenster Romane und Dramen befinden sich vor allem Sachbücher in den meterhohen Ikearegalen. Kleine bunte Zettel teilen die Bücher in thematische Gruppen ein. Von *Overcoming Sexism and Misogyny* bis zu *Divorce and Non-Traditional Family Models* ist alles dabei. Inmitten dieser bunten Sammlung sitzt Antonia Burrows. Die 77-Jährige ist die Betreiberin und Gründerin der *Közkincs Könyvtár*, der einzigen feministischen Bibliothek Budapests. „Diese Bücher würdest du in keiner anderen Bibliothek in Budapest finden. Es ist eine absolut einzigartige Sammlung“, betont sie. Manche der Bücher begleiten Burrows schon ihr halbes Leben. Sie stammen aus ihren Jahren in London, München und Kalifornien. Dazwischen: Budapest.

„1988 habe ich das erste Mal in Ungarn gelebt“, erzählt Burrows. Damals unterrichtete sie an der Eötvös-Loránd-Universität. „Ich war Muttersprachlerin, also waren sie froh, mich zu haben.“ In ihren Seminaren spricht sie vor allem über Race, Class und Gender – wie auch außerhalb des Hörsaals. „Trotz der ganzen sozialistischen Rhetorik von Gleichheit waren die Frauen den Männern in keinsten Weise gleichgestellt. Ich dachte, ich komme hierher und schaue, ob es Frauen gibt, die Interesse daran haben, Dinge zu verändern. Und natürlich gab es sie.“ Mit ihren Mitstreiter*innen beginnt Burrows, über Gewalt an Frauen aufzuklären und baut eine Hotline für Betroffene von häuslicher Gewalt auf. Außerdem protestiert sie gegen ein geplantes Abtreibungsverbot. „Das Erste, was sie mit ihrer Demokratie tun wollten, war, Abtreibungen zu verbieten. Sie galten als sowjetische Erfindung und deshalb als Relikt der Unterdrückung. Mit dem Kommunismus Schluss zu machen, bedeutete damals auch, mit der Abtreibung Schluss zu machen“, erläutert Burrows.

Wie aber wurde aus dem Aktivismus die heutige Bibliothek? Burrows erklärt: „Ich dachte, ich könnte die Frauenbewegung unterstützen, indem ich einen Raum zur Verfügung stelle und Zugang zu all den Büchern verschaffe, die wir in den 1990ern nicht hatten, und die so grundlegend waren für die Bürgerrechtsbewegung.“ Nach ihrer Rückkehr im Jahr 2015 baut sie deshalb die *Közkincs Könyvtár* auf. Seither ist die Bibliothek ein fester Treffpunkt für zahlreiche quearfeministische Organisationen.

Aber auch im intellektuellen Budapest ist ein Projekt wie Burrows Bibliothek verletzlich. Sie spricht von einer Gruppe schwarz Gekleideter, die die Bibliothek besucht und Hakenkreuze auf der Toilette hinterlassen hätten. „Lovely guys“, sagt sie ironisch. „Das erste Mal kamen sie, als wir die Bewegung Black Lives Matter unterstützten. Das zweite Mal bei einem lesbischen Event“, erzählt sie.

Zu den Angriffen gegen die Bibliothek kommt auch das Problem der Finanzierung hinzu. „Das kostet so 1 Million Forint jeden Monat [ca. 2800 Euro, Anm. d. Red.]. Die Lebenshaltungskosten sind hier ziemlich schlimm.“

Trotzdem ist sie vorsichtig, wenn es um Fördergelder geht, denn ihr ist die Unabhängigkeit der Bibliothek wichtig. Sie will nicht, dass ihr jemand etwas zu der Sammlung vorschreiben kann. Mit Blick auf Péter Magyars Wahl ist sie vorsichtig optimistisch. „Wir haben so viel Hoffnung in die neue Regierung – ich glaube, zu viel Hoffnung, denn Menschen sind fehlbar. Ich möchte nicht, dass die Ungar*innen erneut enttäuscht werden und die Hoffnung verlieren. Denn Hoffnung ist ein Treibstoff, der uns vorwärts trägt. Ich hoffe einfach, dass da genug ist, um in die Zukunft zu kommen.“



Illustration: Lucia Maluga

Simsalagrimm für Ungarn

Lea Baumgarten (sie/ihr), 24, Master klassische Archäologie, durfte für die Recherche einen antiken Bogen schießen.

„Was ist dein Lieblingsmärchen?“ frage ich zwei Ungaren, um von Geschichten und Bräuchen zu erfahren. Was erzählt uns Folklore über die ungarische Geschichte und nationale Identität?

Die ganze Gen Z kennt die rote Echse und das blaue Tierchen, die auf ihrem großen Buch durch bekannte deutsche Märchengeschichten fliegen und (Un)ruhe stiften. „Wo Liebe und die Freundschaft zählt und keinem was fehlt“ – stimmt nicht so ganz, bezogen auf die echten Grimm Märchen und stimmt schonmal gar nicht, wenn wir uns die ungarischen Märchen anschauen.

Das ungarische *SimsalaGrimm*, die Zeichentrickserie *Hungarian Folktales* oder *Magyar Népmesék* sind allen Ungar*innen seit der Kindheit bekannt. Auch dem jungen Reporter Milán. Sein liebstes Märchen, die Salzprinzessin, handelt von Prinzessinnen, Magie, Königreichen und einer Moral über Weisheit und Bescheidenheit. Viele der europaweit verbreiteten Märchen tragen in der ungarischen Version eine tiefere Thematik. Sie behandeln die dunkelsten Ecken des menschlichen Lebens von sexueller Ausbeutung über korrupte Herrscher bis zum Kampf ums Überleben. Dabei drücken sie die Identität des ungarischen Volks aus.

Milán empfiehlt mir *Fehérlófia* oder *Son Of The White Mare*. Verfilmt hat es der selbe Regisseur der *Hungarian Folktales* – Marcell Jankovics – bereits im Jahr 1981. Der esoterisch gezeichnete Film erzählt die Geschichte des Sohns einer weißen Stute, welcher sich durch mehrere Welten kämpfen muss, um Familie zu finden. Mit seinen zwei Brüdern kämpft er sich in die Unterwelt, um drei Prinzessinnen von ihren düsteren Gatten zu befreien. Ihre Mission beenden sie erfolgreich, jedoch mussten sie auf dem Weg vieles opfern, was sie für immer prägen wird. Milán erzählt, wie die Geschichte die tragische Historie Ungarns widerspiegelt. „Selbst wenn die Ungaren glücklich sind, weinen sie.“ Ständig im politischen Konflikt mit jemandem, musste auch die ungarische Bevölkerung eine schmerzhaft Geschichte erdulden.

Bewahren von Tradition und Kultur

Besonders wertvoll ist die Absicht der Märchen, Tradition zu bewahren und auf die eigene Abstammung aufmerksam zu machen. Besonders die ungarische Volksgruppe der Magyaren und Szekler betonen Ihre Identität und Abstammung von den Hunnen. Märchen dienen ihnen als Überlieferung von Gemeinschaft und ihrer Siedlungsgeschichte.

Bekannt ist die Geschichte des mystischen weißen Hirsch, welcher die legendären Zwilingsbrüder Hunor und Magyor übers Kaukasus Gebirge ans Asowschen Meer brachte. In den Westen der eurasischen Steppe, gebären ihre alanischen Frauen den Ursprung der Hunnen und Ungaren. „Das ist eine berühmte Gründungslegende“, erklärt Edda.



Edda ist die Besitzerin eines Ladens für traditionelle Artikel in Budapest. Holzbögen, Lanzenaufsätze, diverse Schwerter und kleinere Waffen schmücken die Holzfassade des Innenraums. Viele von ihnen sind im Stil des normannischen Reitervolks der Hunnen gehalten. „Eine weitere Legende mit dem Turul Vogel“, erklärt sie. „Wir hatten eine Königin, also die Frau vom Anführer. Sie hatte einen Traum, indem der Vogel zu ihr kam. Nach einem sexuellen Akt mit dem Vogel gebar sie dann eine Nation. Wir nennen es Emeses Traum.“ Nun lässt sich das große Plakat des Vogels und die Abbildungen auf Schmuck und Keramik verstehen. Mittig im Raum stöbern Besuchende durch Haarschmuck aus Horn, Leder-Accessoires und traditionelle Kleidung. Als traditionell wird hier alles ungarische, meist aus dem 8. und 9. Jahrhundert definiert.

Die Hunnen und die ungarische Identität – eine Geschichte der Rückbesinnung

Edda besucht jährlich das Festival *Kurultáj* in Bugac. Es ist eine „Stammesversammlung der hunnisch-türkischen Völker, Feier zur Bewahrung der alten Traditionen“ mit Musik, Reitvorführungen und informativen Vorträgen. Im Vordergrund steht dabei Attila, der König der Hunnen im 5. Jahrhundert und sein Volk.

Die Hunnen kamen aus Asien nach Osteuropa als Teil der großen Völkerwanderung und galten in Westeuropa als Barbar*innen, in Ungarn jedoch als Held*innen. Der Kurator der Attila Ausstellung im National Museum von Budapest erklärt, wieso die Hunnen so stark in die ungarische Identität verwickelt sind: Zum einen sei die Erstellung einer großartigen Abstammungsgeschichte ein typisches Verfahren, um einer Nation Ruhm zuzuschreiben. Zum anderen machte es Ungarn im 12. und 13. Jahrhundert unabhängig vom Imperialismus und dem Wiederaufleben des Römischen Gesetzes, da ihre Vorfahren die Hunnen, das Römische Reich besiegt hatten. Außerdem legitimierte die hunnische Abstammung die soziale und politische Ordnung der ungarischen Nation bis ins 19. Jahrhundert.

Die Rezeption der Hunnen wurde Anfang des 20. Jahrhunderts wissenschaftlich aufgearbeitet und ihre ungarische Abstammung hinterfragt – sie konnte nicht bewiesen werden. Trotzdem hängen die Hunnen seit Jahrhunderten eng mit der ungarischen Identität zusammen. Edda erzählt, wie im Kommunismus die Rückbesinnung zu den vermeintlichen Ahnen unterdrückte. Nach dem ungarischen Volksaufstand 1956 lebten die alten Legenden wieder auf, um die gemeinsame ungarische Identität und den Zusammenhalt zu stärken. So nutzte auch Orbán in seiner rechten Propaganda alte Volkstraditionen und Sagen, um an den Patriotismus der Ungar*innen zu appellieren.

Edda erzählt positiv von dieser Zeit. Sie erklärt, dass einige Linke ein Problem mit Patriotismus, Folklore und Herkunftsthematik hätten, weil sie diese für faschistisch halten würden „Als wäre es Nazi!“. Sie führt aus, dass Vorlieben für Tradition und einem Bezug zur Herkunft normal und nicht rechtsextremistisch seien: „Weil es die Herkunft von uns allen ist“. Sie stimmt zu, dass Rechtsextreme patriotische Symbole nutzen würden, findet aber, dass die Linken unfairerweise Patriotismus aus einem Drang zur Globalisierung ablehnen würden. Durch ihren Laden, traditionelle Symbole, Produkte und Geschichten werde die ungarische Kultur bewahrt.

„Ungarn sollte den Ungaren gehören. Denn das ist unser Land, und ich möchte nicht, dass Ausländer uns besetzen. Das ist ein völlig normaler Gedanke. Es ist nicht rechtsextrem, das eigene Erbe und die eigenen Traditionen bewahren zu wollen. Das bedeutet nicht, dass ich jemanden aus Afrika oder sonst woher nicht mag. Ich möchte einfach nicht, dass sie hier sind“, so Edda. Eine ironische Aussage, wenn man bedenkt, dass die Hunnen, auf die die ungarische Patriot*innen sich häufig berufen, ein wanderndes Volk waren und die ungarische Geschichte somit ein Ergebnis der Völkerbewegung ist.

Mehr als nur überlieferte Geschichten



Das Wesen der Volkskultur und Tradition ist nicht wirklich schriftlich fixiert. Inhalte kommen mehr im Gebrauch und Ausdruck hervor. So sind Märchen und Sagen die Zusammenarbeit einer volkstümlichen Gesellschaft und bringen ihre Tradition, Individualität und kollektive Psyche zum Ausdruck. Edda findet, die ungarische Märchenserie – *Hungarian Folktales* – tut genau das. „Ich liebe es, weil es keine dummen, idiotischen Erzählungen sind. Es ist mit ernsthaften Endungen und Lehren.“

Märchen ändern sich bei Verschriftlichung, Verfilmung und neuen Erzählenden. Immer wieder drücken sie neue Perspektive einer Gemeinschaft aus. Nicht ohne Grund verzaubern sie jung und alt und fassen sie in den Bann.

Die Jüdische Gemeinschaft Budapest

Thordis Schreiber (sie/ihr), 21, Bachelor Anglistik und Geschichte.

Die jüdische Gemeinschaft in Budapest ist mit 60 bis 70 Tausend Mitgliedern die größte Europas. In Elisabethstadt, dem „Jüdischen Viertel“, stoßen Religion, Kultur und Tourismus aufeinander. Unsere Autorin hat eine Erkundungstour durch das Viertel unternommen und versucht, der Bedeutung jüdischer Identität in Budapest auf den Grund zu gehen.

In Elisabethstadt steht, gegenüber verschiedener Imbisse und Coffee Shops, Drogeriemärkten und Souvenirläden, die größte Synagoge Europas. Erbaut in den 1850-er Jahren im maurischen Stil reflektiert ihr farbenfrohes und prunkvolles Innere das „Goldene Zeitalter“ des ungarischen Judentums. Im Garten erinnert eine Trauerweide aus Stahl, der „Baum des Lebens“, an die im Holocaust ermordeten ungarischen Juden und Jüdinnen und das Budapester Ghetto, von welchem die Dohány Synagoge das Zentrum bildete.

Heute leuchten in den historischen Straßen des Viertels, zwischen religiösen Gebäuden und koscheren Restaurants, die Lichter des Nachtlebens. Besonders die Juden, die traditionell religiöse Kleidung wie einen Tallit Katan tragen, werden auch hier oft einen Moment länger von Passant*innen angeschaut. Menschen aus aller Welt schlängeln sich durch die beliebten Ruinenbars. Das Konzept der Bars in alten, verlassenem Häusern entstand in den 2000-er Jahren und hat sich seitdem innerhalb des Bezirks ausgebreitet. Selbst an einem Montagabend ist hier alles voller Tourist*innen.

Welchen Platz hat hier noch das jüdische Leben? Ursprünglich war das „jüdische Viertel“ eine Fremdbezeichnung für Elisabethstadt, wie Anikó Félix, CEO der jüdischen Stiftung Haver erzählt. Nach Ende des Nationalsozialismus galt die Beschreibung unter sowjetischer Besatzung sogar als antisemitisch, bevor der Name sich in den 1990-er und 2000-er Jahren etablierte. Der Haver Stiftung geht es nicht nur darum, eine Lücke im ungarischen Bildungssystem zu schließen und an Schulen über die jüdische Geschichte, auch außerhalb des Holocausts, aufzuklären. Anikó Félix möchte im Rahmen ihrer Organisation grundlegende jüdische Werte vermitteln und jüdische Jugendliche miteinander verbinden. Dabei geht es auch um die Vermittlung der Komplexität jüdischer Identität. Für viele sei diese eng mit dem Budapester Viertel verknüpft, so Anikó Félix: „Viele von uns sind mit diesen Orten aufgewachsen.“



Anpassung und Trauma

Unweit entfernt von der großen Dohány Synagoge befindet sich die Rumbach Synagoge. Krisz lebt in Elisabethstadt und arbeitet hier als Freelance-Tourguide. Er betont, dass Juden in Ungarn auch im Laufe der Geschichte immer gezwungen waren, enge Verbindungen zum Rest der Gesellschaft zu pflegen. Es ginge darum, alte Lehren in einem modernen Umfeld zu bewahren. Wie das funktioniert, zeigt sich in der Rumbach Synagoge wie sonst nirgends.

Hier gibt es, im Gegensatz zur Dohány Synagoge, keine fest angebrachten Bänke, und schwarze Vorhänge hängen an den Wänden, um die Akustik des Raumes zu verbessern. An verschiedenen Stellen sind Licht- und Tontechnik aufgebaut. Nachdem viele Menschen nach der Revolution 1956 das Land verlassen hatten, war die Synagoge von 1957 bis 2021 geschlossen, wie Krisz erzählt. Zwischendurch wurde sie auf Grund ihres schlechten Zustandes sogar zu einem kontaminierten Gebäude erklärt. Nach einem 2014 abgeschlossenen Vertrag mit der Regierung wurde die Synagoge durch Staatsgelder renoviert und 2021 neu eröffnet – unter der Bedingung, dass es nicht nur ein religiöser, sondern auch ein kultureller Ort sein soll. Sinnbildlich für die Anpassung, von der Krisz spricht, ist hier auch die Bima, das Lesepult in der Mitte des Raumes, welche vollständig in den Boden gefahren werden kann, um die Synagoge in ein Konzerthaus zu verwandeln.

Das kulturelle Erbe der jüdischen Gemeinschaft in Budapest sei sehr lebendig, das religiöse jedoch weniger, so Krisz. Wie es in fünf Jahren aussehe, wisse er nicht. Nicht nur die anpassungsfähige Denkweise, auch der Schock des Völkermords sei schließlich innerhalb der jüdischen Gemeinschaft weiter vererbt worden: „Natürlich war das Ende der Verfolgung in Ungarn eine Erleichterung, aber die Menschen haben nicht angefangen zu tanzen. Das Trauma und der Schock saßen zu tief.“ Viele Angehörige der Generation direkt nach dem Holocaust seien deshalb nicht mehr religiös.

Raum für Judenfeindlichkeit

Allgemein hatte die jüdische Gemeinschaft ein eher positives Verhältnis zur Regierung Orbáns, auch auf Grund der Freundschaft zwischen Ungarn und Israel. Bestrebungen der Regierung, beispielsweise jüdisches Erbe wie die Rumbach Synagoge zu erhalten, werden von vielen ambivalent gesehen. Die letzte ungarische Regierung habe die Beziehung zur jüdischen Gemeinschaft vor allem gepflegt, um diese als gesellschaftliche Minderheit auf ihrer Seite zu haben, nicht aus Überzeugung, sagt Anikó Félix.

Andere werfen Orbán außerdem explizit judenfeindliche Rhetorik vor. „Sie haben ganz klassische antisemitische Darstellungen in ihrer Propaganda benutzt“, sagt der jüdische und antizionistische Künstler und Aktivist G Ras (Gregory). Besonders spielt er damit auf Orbáns Kampagne gegen George Soros, einen US-amerikanischen Investoren ungarischer Herkunft, an. Soros, der außerdem Jude ist, setzte sich durch die Gründung von der Open Society Foundation und der Central European University für Demokratisierung, Meinungsfreiheit und Menschenrechte ein. In der Anti-Soros Kampagne Orbáns wird er als „Strippenzieher“ hinter einer muslimischen Masseneinwanderung dargestellt. Diese solle, der Fidesz-Partei nach, die christlichen Nationalstaaten Europas destabilisieren. „Rassismus und jegliche Arten der Ausgrenzung waren in Ungarn leider immer weit verbreitet, unabhängig von der Orbán Regierung. Auch der Judenhas ist nie verschwunden“, sagt Gregory, „besonders, da Ungarn sich nie mit seiner eigenen Geschichte auseinandergesetzt hat.“

Verantwortung

Auf dem Freiheitsplatz zentral im fünften Bezirk Budapests steht ein Denkmal für die Opfer der deutschen Besatzung. Der Erzengel Gabriel, der die ungarische Bevölkerung zur Zeit des Zweiten Weltkriegs darstellen soll, wird hier von einem deutschen Reichsadler angegriffen, symbolisch für die Besatzung der Nazis. Errichtet wurde das Denkmal 2014 im Auftrag der Regierung unter Viktor Orbán. „Es zeigt ein total verfälschtes Bild“, so Gregory, „als hätten wir Ungar*innen alle kollektiv unter den Deutschen gelitten, und ja, die armen Juden waren auch betroffen. Das ist absolut nicht, was passiert ist. Der ungarische Staat und seine Beamten, von Polizisten und Verwaltungsangestellten bis hin zu Pflegekräften und Privatpersonen, beteiligten sich bereitwillig am ungarischen Kapitel des Holocaust, was zur Ermordung von 450.000 bis 500.000 ungarischen Juden in weniger als zwei Monaten führte.“

Tatsächlich war das autoritäre ungarische Regime von Miklós Horthy, enger Verbündeter Hitlers, für den Tod Hunderttausender Juden verantwortlich. Bereits ab 1938 erließ Ungarn „antijüdische“ Gesetze nach deutschem Vorbild. Als Horthy 1944 versuchte, die Fronten zu wechseln, besetzte die deutsche Wehrmacht das Land. Im Oktober 1944 stürzten die Nationalsozialisten Horthy endgültig und setzten das faschistische ungarische „Pfeilkreuzler“-Regime ein. Dieses errichtete das Budapester Ghetto, in dem rund 70.000 Menschen systematisch ausgehungert und isoliert wurden. Heute gelangt man durch ein Restaurant in einen Innenhof, in dem neben verlassenen Häusern auch ein Überbleibsel der Mauer des ehemaligen Ghettos steht. So still und unscheinbar der Ort, so bedrückend ist auch die Stimmung, wenn man auf die Mauer blickt, die einst ein Instrument für Leid und Tod war.

Vor dem Denkmal des Engels am Freiheitsplatz hängen Plakate in verschiedenen Sprachen. Das Denkmal versuche, die Verantwortung der Ungar*innen für den Holocaust unter den Tisch zu kehren. Man könne dies nicht akzeptieren, da zukünftige Generationen die Geschichte kennen müssen, damit sie sich nicht wiederholen könne.

Von Innenhof zu Innenhof

Gregory ist in einer Kleinstadt nahe Budapest aufgewachsen. Kontakt zu jüdischer Kultur habe er dort nicht gehabt. „Meine Familie fiel in die große Gruppe ungarischer Juden, die sich auf Grund des Traumas sehr vom Judentum distanziert haben. Bis ich 12 oder 13 Jahre alt war, wusste ich nicht einmal, dass ich Jude bin.“ Erst als er mit 19 für sein Studium nach Budapest zog, habe er einen Anknüpfungspunkt zu seiner jüdischen Identität gefunden: „Bei einer Party der Soziologie Fakultät an meiner Universität (ELTE) habe ich mich betrunken und mich auf den Tisch gestellt und gerufen: „Ich bin Jude! Ich bin Jude! Man kann sich also den Einfluss vorstellen, den die neue Umgebung auf meine Psyche hatte.“

Wo Kultur, Geschichte und Gemeinschaft identitätsstiftend für viele Juden und Jüdinnen sind, sehen viele Tourist*innen heute eines der heißen Party-Viertel Budapests. Die Gentrifizierung des Viertels soll sich sogar noch ausweiten: „Der angrenzende achte Bezirk wird gerade zum neuen siebten Bezirk“, so Anikó Felix. In etwa fünf Gehminuten von der Mauer des ehemaligen Ghettos entfernt befindet sich die orthodoxe Synagoge. Im Innenhof steht ein Zitat an der Wand, das die Rolle der jüdischen Gemeinde in Ungarn vor dem Zweiten Weltkrieg sowie auch heute verdeutlicht: „Vor 80 Jahren waren wir Nachbarn.“ Um diese Nachbarschaft nicht zu verkennen, lohnt es sich also, bei einem Besuch im Viertel nicht nur von Bar zu Bar, sondern auch von Innenhof zu Innenhof zu gehen.

NO PAYWALL



NO BORDERS

Niemand muss taz lesen. Aber wer will, kann.

Unser Journalismus ist nicht nur 100 % konzernfrei, sondern auch kostenfrei zugänglich. Texte, die es nicht allen recht machen und Stimmen, die man woanders nicht hört – immer aus Überzeugung und auf **taz.de ohne Paywall.**

taz 

taz.de

